92.
E VI 932/6
B II.
<36635616360013

<36635616360013
Bayer. Staatsbibliothek

DUROC.

Steindr. von Renner in Dresden 1834.

U

Napoleon und seine Helden

60

0574

oder

Immortellen auf das Grab der gefallenen Größe.

Sammlung der verbürgten Anekdoten und Charakterzüge, Meinungen und Ansichten von Napoleon und seinen berühmtesten Zeitgenossen.

Herausgegeben

von

Dr. C. F. R. Auer.

Bayer. Armee-Museum
Fachbüch. Z. B. №

Sechzehntes Bändchen.
Mit Duroc's Bildniß.

Leipzig, 1836.
Bei Christian Ernst Kollmann.

Gd 168/1512

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

1272.

Von der Artillerie behauptete der Kaiser, daß sie im Allgemeinen in der Schlacht nicht genug schieße. Die Grundregel in einem Kriege sey, daß es nicht an Munition fehlen dürfe; der Fall, wo sie nicht hinreiche, müsse als Ausnahme gelten; außerdem müsse man immer schießen. Er, der beinahe selbst durch verlorne Kugeln umgekommen wäre, und wohl gewußt habe, von welcher Wichtigkeit dies für das Schicksal der Schlacht und des Feldzuges gewesen seyn würde, war der Meinung, immer zu schießen, ohne den Aufwand für die Kugeln zu scheuen. »Ich würde überdieß,« sagte er, »um außerhalb des Schusses zu kommen, mich lieber, um auf mich schießen zu lassen, auf 300 Toisen, denn auf 600 aufstellen, denn bei der ersteren Entfernung gehen die Kugeln oft über den Kopf, bei der zweiten muß jede irgend wohin fallen.«

Der Kaiser sprach sehr gern von dem Artilleriekorps seiner ersten Jugendzeit. Es war das beste, das am vorzüglichsten formirte von ganz Europa. »Das war ein Dienst, wie unter Gliedern einer und

derselben Familie; die Obern so väterliche, so brave, so ehrwürdige Männer, rein wie Gold, nur zu alt, weil lange Friede gewesen war. Die jungen Leute lachten über sie, weil Witzmachen und Ironie in der Mode waren, verehrten sie aber dennoch und ließen ihnen volle Gerechtigkeit wiederfahren.«

1273.

Der Kaiser erkannte es für etwas Merkwürdiges, daß die Anzahl großer Generale, welche die Revolution plötzlich erzeugt, Pichegru, Kleber, Massena, Moreau, Desaix, Hoche u. A. fast alle gemeine Soldaten waren. »Mit ihnen,« setzte er hinzu, »scheint sich aber auch die Natur erschöpft zu haben. Sie hat seitdem nichts Ähnliches hervorgebracht — ich will sagen, nichts von solchen Kräften. Es mochte wohl daher kommen, daß damals Alles aus der Masse von 30 Millionen Menschen hervorging und die Natur ihre Rechte behaupten konnte, indessen man später schon in die engern Grenzen der Ordnung und der Gesellschaft zurückgekehrt war. Man hat mich beschuldigt, ich hätte im Militair-, wie im Civildienst mich absichtlich nur mit ganz mittelmäßigen Menschen umgeben, um mir desto leichter die Oberherrschaft zu sichern. Jetzt aber, wo man wohl schwerlich die freie Konkurrenz wieder herstellen möchte, ists an ihnen, selbst zu wählen, und so wird es sich wohl zeigen, welchen Fund sie thun.«

»Eine zweite nicht minder merkwürdige Sache war die große Jugend der meisten dieser Generale, mit welcher sie gleichsam ganz fertig aus den Händen der Natur hervorgingen. Eben so war es mit ihrem Karakter. Mit Ausnahme von Hoche, dessen Sitten bei großen Talenten abscheulich waren, hatten die übrigen nur einzig die Ehre und das Vaterland vor Augen. Um diese beiden großen Gegenstände drehte sich Alles; sie glichen ganz den Alten.«

»Mit denen, die in Jahren weiter vorgerückt waren, war es anders. Sie trugen die Spuren der verflossenen Zeit. Massena, Augereau, Brune und viele Andere scheuten sich nicht, öffentlich und keck als Freibeuter aufzutreten.«

1274.

Mit seinem Seewesen war der Kaiser nie eigentlich zufrieden, und man sagte in seinen Salons, daß das Erscheinen des Marine-Ministers ihm immer die gute Laune verderbe. Napoleon erklärte dies später für nicht ganz ungegründet. »Der Marine-Minister brachte mir stets nur schlechte Nachrichten. Seit dem Unglück bei Trafalgar hatte ich schon Alles verloren gegeben. Ich selbst konnte nicht überall seyn, die Armeen des Kontinents machten mir genug zu schaffen.«

1275.

»Bei der Marine,« sagte der Kaiser ein anderesmal, »wollte in Wahrheit nichts gedeihen, und doch war Decrés vielleicht noch immer der beste Chef.*) Er verstand zu kommandiren, seine Administration war streng und rechtlich. Er besaß Verstand, viel Verstand sogar, aber blos für seine persönliche Unterhaltung und Politik. Er schuf nichts Neues, führte kleinlich aus, und ging, anstatt zu laufen. Er hätte die Hälfte seiner Zeit in den Häfen und auf den Übungsschiffen zubringen sollen.«

1276.

Es ist gewiß, daß Ney mit völliger Ergebenheit für den Kaiser Paris verließ. Als er dem Könige versprach, ihm Napoleon in einem eisernen Käfige zu bringen, war er aufrichtig und meinte es so wie er sprach; auch handelte er erst bis zwei Tage vor der Vereinigung mit dem Kaiser. Er wendete erst um, als er sah, daß alles verloren sey, las seinen Truppen eine von ihm selbst verfaßte (nicht, wie behauptet

---

*) Decrés befehligte bei Abukir die Beobachtungsflotte, befand sich zu Malta während der Belagerung dieser Insel und gerieth hier in englische Gefangenschaft. Nach wieder erlangter Freiheit ernannte ihn Napoleon 1802 zum Minister der Marine und der Kolonien, verlieh ihm mehrere Ehrenstellen und 1813 den Titel eines Herzogs. Bei der Restauration wurde er seiner Stelle entsetzt, und 1820 durch seinen Kammerdiener in die Luft gesprengt

worden ist, von Napoleon ausgegangene) Proklamation gegen die Bourbons vor und vereinigte sich mit dem Kaiser. Wenn er nun im entgegengesetzten Sinne sich eifrig bezeigte, so war es, weil er wohl fühlte, daß er der Verzeihung gar sehr bedürfe.

Als er den gedachten Tagesbefehl erlassen hatte, schrieb er dem Kaiser, daß das, was er eben gethan habe, vornehmlich im Interesse des Vaterlandes geschehen sey und er sich nun zurückziehen werde, da er dem Kaiser unmöglich angenehm seyn könne. Der letztere ließ ihm antworten er möge kommen; er werde, wie nach der Schlacht bei der Moskwa, aufgenommen werden.

Als Ney vor dem Kaiser erschien, bat er aus dem Grunde, weil Napoleon wegen der Ereignisse zu Fontainebleau Verdacht gegen seine Treue hegen könne, um eine Grenadier-Stelle bei der Garde. Statt aller Antwort reichte ihm der Kaiser die Hand, und nannte ihn, wie früher, den Braven der Braven.

1277.

Der Kaiser las in den Zeitungen einen Auszug aus der Rechtfertigungsschrift des Marschalls Ney. Er fand sie höchst erbärmlich. Was Ney gesagt hatte, war weder hinreichend, ihm das Leben, noch seine Ehre zu retten. Seine Argumente hatten zum mindesten ein elendes farbloses Ansehen. Nach dem,

was er verschuldet, behauptete er noch, daß er dem Könige ergeben gewesen sey und sich von dem Kaiser gewendet habe. »Eine abgeschmackte Handelsweise,« äußerte Napoleon, »die aber, wie es scheint, von Allen beobachtet worden ist, welche in jenen merkwürdigen Augenblicken eine Rolle spielten. Sie vergaßen, daß ich durch unsere Wunderthaten, unsere Denkmäler und Einrichtungen dergestalt mit unserem Nachruhm lang verbunden bin, daß ich, ohne Frankreich zu beleidigen, gar nicht mehr davon getrennt werden kann. Es darf mich nicht verleugnen, wenn es sich selbst nicht entehren will. Wie sehr man sich auch quälen und winden, welche Lügen man auch ersinnen mag, um das Gegentheil zu beweisen, so werde ich darum doch in den Augen dieser Nation nicht weniger gellten.«

Er hatte richtig vorausgesehen. Schon wenige Jahre nach seinem Tode, 1833, an seinem Geburtstage, war die Vendôme-Säule der Gegenstand einer förmlichen Wallfahrt. Alte Soldaten und junge Leute brachten so viel Immortellenkränze dorthin, daß innerhalb des Gitters Alles von ihnen bedeckt war.

1278.

»Ney's politische Vertheidigung,« sagte der Kaiser, »scheint mir ganz einfach. Er war durch eine allgemeine Bewegung, die der Wille und das Heil des Vaterlandes zu seyn schien, mit fortgerissen worden, und hatte ohne bösen Vorsatz, nicht als ein

Verräther gehandelt. Unglücksfälle waren eingetreten, und so fand er sich vor ein Tribunal gestellt. Dies war Alles, was er über dieses große Ereigniß zu sagen hatte. Sein Leben konnte er aber nicht anders vertheidigen, als daß er sich auf den Schutz berufte, den eine feierliche Kapitulation für ihn enthielt, in welcher Schweigen und Vergessenheit für alle politische Meinungen und Handlungen bedungen worden war. Wenn er dann noch fiel, so geschah es doch wenigstens durch offenbare Verletzung der heiligsten Rechte, im Angesichte aller Nationen. Er wäre als ein großer Mann gestorben, hätte die Theilnahme aller Edlen mit ins Grab genommen und seine Henker mit Schmach und Schande bedeckt. Aber ein solches Verhalten war wohl über seine moralischen Kräfte. Ney war der tapferste Mann von der Welt, aber das ist auch Alles.«

1279.

Der Kaiser verglich die Lage Ney's mit derjenigen, in welcher sich Turenne einstmals befand. Ney war zu vertheidigen, Turennes Verhalten gar nicht zu rechtfertigen; und doch wurde Jener verurtheilt, Dieser kam zu Ehren.

»Turenne,« sagte er, »kommandirte im Jahre 1649 die Armee des Königs; Anna von Östreich, die Regentin des Reichs, hatte ihm dieses Kommando übertragen. Er leistete den Eid der Treue, verführte

aber dennoch die Armee, erklärte sich für die Fronde und ging auf Paris los. Sobald man aber erkannte, daß er des Hochverraths schuldig sey, wurde er von der Armee, die ihre That bereute, verlassen und flüchtete zu dem Fürsten von Hessen, um der Gerechtigkeit zu entgehen.«

»Ney hingegen wurde von dem Wunsche, von dem einstimmigen Geschrei der Armee fortgerissen. Erst seit 9 Monaten hatte er einen Monarchen anerkannt, welchem 600,000 fremde Bajonette vorangegangen waren, einem Monarchen, der die ihm, als die förmliche und nothwendige Bedingung seiner Rückkehr von dem Senat vorgelegte Konstitution nicht angenommen hatte, der hiernächst durch die Erklärung, daß er seit 19 Jahren regiere, zu erkennen gab, daß er alle früheren Gouvernements für unrechtmäßig betrachte. Ney ist während der Volks-Souverainetät erzogen; er hatte 25 Jahre für sie gefochten, war vom gemeinen Soldaten bis zum Marschall aufgerückt. Wenn sein Verhalten vom 20. März nicht ehrenvoll genannt werden kann, so blieb es doch leicht erklärlich und konnte in gewisser Hinsicht entschuldigt werden; aber Turenne handelte völlig wie ein Verbrecher, denn die Fronde war eine mit Spanien, das damals im Kriege mit seinem Könige sich befand, verbündete Partei. Zudem trieb ihn eigenes und Familien-Interesse; er hoffte sich ein Fürstenthum auf Kosten Frankreichs, und mithin zum Nachtheil seines Vaterlandes zu erringen.«

1280.

Ney spielte sehr schön die Flöte und vertrieb sich mit seinem Instrumente im Gefängnisse einige Tage hindurch die Langeweile. Dieser Trost wurde ihm indessen unter dem Vorwande genommen, daß die Regeln des Hauses keine Musik erlaubten.

»Er spielte,« sagt sein Mitgefangener Lavalette, »sehr gern einen Walzer, der mir lange Zeit im Gedächtnisse geblieben ist, so daß ich mich selbst überraschte, wie ich zuweilen des Abends die Melodie trällerte. Ich hatte diesen Walzer nie gehört; einmal vernahm ich ihn in Baiern wieder, bei einem ländlichen Balle an den Ufern des Staremberger See's; vor mir tanzten auf einem frischen Rasen junge fröhliche Bäuerinnen. Der Ton der Flöte führte mich in die Conciergerie zurück, und ich entfernte mich, in Thränen ausbrechend, und mit tiefem Schmerze den Namen des unglücklichen Marschalls aussprechend.«

1281.

Als der Kaiser später die Hinrichtung Ney's erfuhr, äußerte er: »Die Pairs-Kammer hat ihn, einer heiligen Kapitulation zum Trotz, verurtheilt. Man hat ihn darauf hinrichten lassen und nun ist er zum Märtyrer geworden. Die Begnadigung des Marschalls Ney würde ein Beweis der Kraft des Gouvernements und der Mäßigung des Fürsten gewesen seyn.

Man wird vielleicht sagen, es habe ein warnendes Beispiel gegeben werden müssen. Allein eben durch den Pardon wäre der Marschall, der schon durch seine Verurtheilung beschimpft war, es ungleich sicherer geworden. Das wäre für ihn ein wahrhaft moralischer Tod gewesen; er hätte allen Einfluß verloren, und dennoch war das Strafamt der Autorität ausgeübt, der Landesherr befriedigt und das Beispiel gegeben.«

1282.

Der Marschall Ney war von den Strapatzen des Krieges in den letzten Jahren beinahe kahl geworden. In früheren Zeiten hatte er von den Soldaten, wegen seiner blonden Haare, den Beinamen Peter der Rothe oder der rothe Löwe erhalten. Wenn man in einem entscheidenden Augenblicke seine Kanonen von weitem donnern hörte, sagten sie unter sich: »Nur Muth, der rothe Löwe brüllt,« oder: »Alles wird gut gehen, Peter der Rothe kommt.«

1283.

Am 10. Decbr. 1815 vertauschte der Kaiser seine zeitherige Wohnung in Briars mit der für ihn seit zwei Monaten errichteten Wohnung zu Longwood. Er ließ seinen zeitherigen Wirth zum Frühstück einladen, und ihm eine mit seinem (des Kaisers) Bild-

niß versehene Dose zustellen. Dann bestieg er das Pferd, das man ihm hatte vom Kap kommen lassen und das er jetzt zum ersten Male sah. Es war klein, lebhaft und recht hübsch. Der Kaiser trug seine Uniform der Jäger von der Garde. Er war überaus freundlich und sahe sehr wohl aus; der Admiral seiner Seits war sehr aufmerksam und sorgfältig; die Straße mit vielen Menschen, die ihn sehen wollten, belagert, und einige englische Offiziere, die sich an den Zug schlossen, bildeten die Eskorte auf dem ziemlich langen Wege.

Am Eingangsthore von Longwood fand der Kaiser eine Wache unter Gewehr, welche ihm die vorgeschriebenen Honneurs machte. Sein rasches, ungelehriges und an dergleichen Lärm nicht gewöhntes Roß scheute sich vor der Trommel und weigerte sich hartnäckig, durchs Thor zu gehen — und nur durch die Kraft des Sporens konnte es der Kaiser vorwärts bringen. Die Engländer wechselten dabei unwillkührlich bedeutende Blicke unter sich. — Es war die Wohnung, welche der Kaiser nicht mehr verlassen sollte, der Käfig, in welchen der thätigste Geist des Jahrhunderts eingesperrt wurde.

Longwood war ursprünglich ein einfaches Pachtgut der Kompagnie, das man dem Unter-Gouverneur als ein Landhaus überlassen hatte. Es liegt in einer der höchsten Gegenden der Insel, auf einer ziemlich weiten Fläche an der Ostküste und nicht fern von dem Gestade. Unaufhörliche, oft sehr heftige und stets von derselben Gegend herkommende Winde keh-

ren ohne Unterlaß die Fläche des Landes, das von einem selten verschwindenden Nebel bedeckt ist. Obwohl die Sonne sich nur spärlich zeigt, hat sie doch einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die Atmosphäre; sie greift die Leber an, wenn man sich nicht dagegen schützt, und häufige Regengüsse hindern jeden Unterschied der Jahreszeiten, dergleichen es also auf Longwood gar nicht giebt. Wind, Nebel und Feuchtigkeit bringen eine gemäßigte und eintönige Temperatur hervor, die übrigens vielleicht mehr langweilig als ungesund ist. Der häufigen Regen ungeachtet giebt es kein Gras, weil entweder der Wind es zerstört oder die Hitze es wegsengt. Das, durch eine Wasserleitung herbeigeführte Wasser ist so ungesund, daß es vor dem Gebrauch erst abgekocht werden mußte. Die Bäume, welche in der Ferne ein lachendes Ansehen haben, sind nur Gummibäume; sie haben ein schlechtes erbärmliches Laub, das keinen Schatten giebt. Ein Theil des Horizonts zeigt in der Ferne das unermeßliche Meer; außerdem sieht man nichts als große unfruchtbare Felsenmassen, tiefe Abgründe, zerrissene Thäler und weit hinaus die mit Nebel bedeckte grüne Bergspitze der Diana.

Den Eingang von Longwood bildete ein Behältniß, das zu gleicher Zeit Vorsaal und Speisezimmer seyn sollte. Von da kam man in ein anstoßendes, das zum Salon eingerichtet; hierauf in ein drittes, diesem quer über, das sehr finster und für die Karten und Bücher des Kaisers bestimmt war, nachher aber der Speisesaal wurde. Wendete man sich in diesem

Zimmer rechts, so gelangte man zu der Wohnung des Kaisers. Sie bestand aus zwei ganz kleinen auf einander folgenden Behältnissen von gleicher Größe, von denen das eine sein Kabinet, das andere seine Schlafstube war. Ein kleiner äußerer Korridor hinter diesen beiden sollte zum Baden dienen, das der Kaiser bis jetzt hatte entbehren müssen. Der Wohnung des Kaisers gegenüber, auf der andern Seite des Gebäudes, war die Wohnung der Frau v. Montholon, und ihres Gemahls und Sohnes, später die Bibliothek des Kaisers. Außerhalb und den unförmlichen Ausgangsthüren querüber war die Wohnung des Grafen Las Cases, ein kleines viereckiges Behältniß an der Küche im Erdstock. Durch eine Fallthür und mit Hülfe einer Schiffsleiter gelangte man zum Nachtlager des jungen Las Cases, einem Bodenkämmerchen, das nichts als den Raum für sein Bett enthielt. Die Fenster und Betten hatten keine Vorhänge und der wenigen Möbeln hatten sich bei dieser Gelegenheit die Einwohner der Insel entledigt, um sie mit Vortheil zu verkaufen. Ihr ganzer Werth betrug etwa 30 Napoleonsd'or.

Den Großmarschall Bertrand mit seiner Gemahlin und Kindern hatte man, zwei Meilen von Longwood entfernt, in Hutsgate, einer Hütte, zurückgelassen. Der General Gourgaud, der Arzt O'Meara, ingleichen der die Wachtmannschaft kommandirende Offizier wurden, bis ihre Stuben von den Matrosen des Northumberland aufgezimmert seyn würden, unter ein Zelt quartirt. Um die Wohnung

her war eine Art von Garten angelegt. Aber der Mangel an Wasser, die Natur, das Klima und die geringe Sorgfalt, die man darauf wenden konnte, machten, daß er wirklich nur den Namen eines Gartens hatte. Unmittelbar im Angesicht von Longwood und in geringer Entfernung, jedoch durch eine tiefe Schlucht davon geschieden, lagerte das 53ste Regiment, von welchem mehrere Posten die Gipfel der nahen Berge besetzt hielten; zur Unterstützung desselben wurde bald darauf noch das 66ste Regiment nach Helena gesendet.

1284.

Wie groß auch die Zahl der Diener war, welche den Kaiser nach St. Helena begleiteten, so hatten doch diese Menschen im eigentlichen Sinne des Worts aufgehört, für ihn da zu seyn, weil sich keine zweckmäßige Einrichtung des Hauswesens treffen ließ In Longwood dachte der Kaiser seine Umgebung zu ordnen und jeden nach dem Maaß seiner Kräfte anzustellen; der Großmarschall Bertrand behielt den Oberbefehl und die Oberaufsicht über das Ganze; Montholon wurden alle häuslichen Angelegenheiten, Gourgaud der Stall und Las Cases das Mobiliar samt der inneren Wirthschaft in Betreff alles dessen, was geliefert wurde, anvertraut. Der letztere gab jedoch sein Amt an Montholon ab.

»Sobald diese Beschlüsse vom Kaiser gefaßt waren,«

ren,« sagt Las Cases, »fing alles an ganz leidlich von statten zu gehen und wir befanden uns dabei jedenfalls bedeutend besser. Dennoch war, so verständig auch der Kaiser zu Werke ging, der Same der Zwietracht gestreut. Der Eine glaubte, er habe verloren, der Andre wollte seiner Partie zu viel Gewicht geben, der Dritte hielt sich bei der seinigen für verletzt. Wir waren ja nicht die Glieder einer und derselben Familie, welche, während Jedes nach Kräften das Seinige thut, nur darauf denkt, das Gemeingut zu verbessern. Weit davon entfernt, der Nothwendigkeit Gehör zu geben und ihr Gebot in Ausübung zu bringen, stritten wir uns vielmehr um die Trümmer unsers ehemaligen Glanzes, um die Reste unsers Ehrgeizes.«

»Als die Anhänglichkeit an die Person des Kaisers uns bei ihm zusammenbrachte, so hatte hierbei nur der Zufall, nicht die Sympathie der Herzen gewirkt. Wir bildeten einen Verein, der ohne alle Wahlverwandschaft der Seelen entstanden war. Mehr durch den Zwang des Raumes, als durch freiwillige Annäherung hingen wir an einander. Wir waren uns alle ganz fremd, und unglücklicher Weise erhielten Verhältnisse, Alter und Verschiedenheit des Karakters uns in diesem Zustande.«

»Die unangenehme Folge davon war, daß wir uns hierdurch der größten Erleichterung in unserer Lage beraubt sahen. Vertrauen, gegenseitige Mittheilung, jene Herzenseinigkeit, welche oft dem größten Unglück noch gewisse Reize giebt, war für uns ver-

loren. Von der andern Seite habe ich aber dadurch manche besondere Eigenschaft in dem Gemüthe des Kaisers kennen lernen. Dahin gehörten seine indirekten Versuche, die Einigkeit unter uns herzustellen und unsere Gesinnungen zu verschmelzen; seine unaufhörliche Sorgfalt, jeden wahren Grund zur Eifersucht uns zu ersparen; seine angenommene und wohlberechnete Unaufmerksamkeit bei allen Dingen, von denen er nichts wissen wollte, und endlich selbst seine väterlichen Strafpredigten, die, wenn wir sie auch eifrigst zu vermeiden suchten, doch dann und wann stattfanden und nun mit eben der Ehrfurcht aufgenommen wurden, als hätte er sie auf seinem Throne in den Tuilerien gehalten.«

1285.

Eines Tages, als ähnliche Verdrießlichkeiten vorgekommen waren, sprach der Kaiser mit der größten Wärme über diesen Gegenstand.

»Sie sagen,« äußerte er, »Sie wären mir hieher gefolgt, um mir Annehmlichkeiten zu verschaffen. Leben Sie brüderlich! sonst werden Sie mir nur lästig. Sie wollen mich glücklich machen? Leben Sie brüderlich! Außerdem dienen Sie mir nur, meine Leiden zu vergrößern.«

»Sie wollen sich schlagen und das unter meinen Augen! Bin ich denn nicht mehr Alles für Sie, und ist nicht das Auge der Fremden auf uns gerichtet?

Ich will, daß hier Jedermann von meinem Geiste durchdrungen, ich will, daß Jeder um mich glücklich sey, daß Jeder die wenigen Genüsse mit uns theile, die uns noch übrig gelassen wurden.«

1286.

»Seit meinem näheren Umgange mit dem Kaiser begriff ich,« sagt Las Cases, »was uns so oft in Erstaunen setzte und ihn in den Tagen seiner Macht so besonders karakterisirte: daß man bei ihm seine Sache nie für ganz verloren ansehen durfte, daß, wenn auch seine Ungnade offenbar, wenn der Abgrund auch noch so tief war, in den man sich gestürzt sahe, doch die Hoffnung nicht verschwand, je wieder empor zu kommen; daß, wer einmal sich in seiner Nähe befand, troß der größten Fehltritte doch höchst selten gänzlich verstoßen wurde. Der Kaiser besaß im höchsten Grade zwei köstliche Eigenschaften: einen großen Sinn für Recht und eine natürliche Neigung sich anzuschließen. Bei den größten Widerwärtigkeiten, bei der höchsten Aufwallung des Zorns beherrschte ihn dennoch die laute Stimme der Gerechtigkeit. Man konnte stets darauf rechnen, daß er Gründe aufmerksam anhören, daß er, wenn man schwiege, sie selbst vorbringen werde, sobald sie seiner Einsicht sich darstellten. So vergaß er nie die Dienste, die man ihm jemals erwiesen, und eben so wenig dasjenige, woran er sich einmal gewöhnt hatte. Früher oder später

erinnerte er sich. Er fragte sich dann selbst, wieviel man nun schon gelitten, fand, daß die Strafe lang genug gedauert habe und ließ dann den von aller Welt Vergessenen, der nicht wußte, wie ihm geschah, oft aus der weitesten Entfernung zu allgemeiner Verwunderung herbeiholen. Man kennt eine Menge von Beispielen dieser Art.«

1287.

Der Abbé de Pradt sagt, in Beziehung auf eine von Laibach aus erlassene diplomatische Erklärung, in welcher Napoleon der Repräsentant der Revolution genannt wird, sehr treffend:

»Es ist zu spät, den Mann, der jetzt wehrlos ist, zu insultiren, nachdem man so viele Jahre lang, als er wohl bewaffnet war, sich tief vor ihm gebückt hat. Bewehrte Arme müssen den Wehrlosen in Ehren halten, denn der Ruhm des Siegers besteht zum Theil darin, die Gefangenen mit Achtung zu behandeln, besonders wenn sie nicht von dem Genie, sondern nur von der Übermacht bezwungen worden sind. Es ist zu spät, Napoleon einen Revolutionair zu nennen, nachdem man ihn so lange den Wiederhersteller der Ordnung in Frankreich und mithin zugleich in Europa genannt hat. Es ist zu spät, ihm einen Schandfleck anzuhängen, nachdem man so lange ihm die Hand als Freund gereicht, ihm als Bundesgenossen sein Ehrenwort gegeben, Sicherheit für einen wan-

kenden Thron in der Blutsverwandschaft mit ihm gesucht hat.«

»Napoleon,« fährt unser Schriftsteller fort, »wäre ein Repräsentant der Revolution?«

»Die Revolution zerriß die Bande zwischen Frankreich und Rom; er knüpfte sie wieder an.«

»Sie hat die Tempel niedergeworfen und verschlossen; er baute sie wieder auf.«

»Sie hat die beiden Kleriseien entzweit; er vereinigte sie wieder.«

»Sie hat St. Denis profanirt; er weihte es wieder ein und brachte Sühnopfer der Asche der Könige.«

»Sie hat den Thron umgestürzt; er richtete ihn wieder auf und erhöhete ihn.«

»Sie hat die höheren Stände aus Frankreich vertrieben; er öffnete ihnen wieder Thor und Thür und selbst die Thore seines Palastes, wiewohl er in ihnen seine unversöhnlichsten Feinde kannte; er vereinte sie aufs neue mit dem Staate, der sie auf grausame Weise verstoßen hatte, obwohl er wußte, daß der größte Theil den Staatsdienst haßte.«

»Er, der Repräsentant einer antisocialen Revolution — ließ das Oberhaupt der Kirche kommen, um seine Stirn mit dem Öl zu salben, welches die Diademe weiht?«

»Er, der Repräsentant einer Revolution, die man als die Feindin der Könige betrachtete, bereicherte Deutschland mit Königen, erhob die Fürsten zu hö-

heren Würden, stellte das Königthum wieder her und schuf von neuem ihr verwischtes Ideal?«

»Er, ein Repräsentant der Revolution, die man der Anarchie gleichstellt! Er, der, wie ein zweiter Justinian, mitten unter dem Geräusch der Waffen, unter den Nachstellungen der äußern Politik, alle jene Gesetze gegeben hat, welche bis jetzt die am mindesten unvollkommenen der menschlichen Gesetzgebung sind, und aus dessen Hand das Kunstwerk der kräftigsten Regierung hervorging, welche je auf Erden gefunden wurde!«

»Er, ein Repräsentant der Revolution, die man der Zerstörungswuth beschuldigt! Er, der die Universitäten und Schulen wiederherstellte, und sein Reich mit Wunderwerken der Kunst erfüllte; er, der Urheber der ungeheuersten, der kühnsten Unternehmungen, die je dem menschlichen Geist in Staunen gesetzt und ihm Ehre gemacht haben. Wie will man gegen das Zeugniß der Alpen, die auf sein Geheiß geebnet, der Meere, die zu Cherbourg, zu Vliessingen, am Helder, zu Antwerpen, bezwungen wurden, der Ströme, die sich gelehrig unter der Last der Brücken von Jena, von Sevres, von Bordeaux, von Turin krümmen, der Kanäle, welche die Meere unter sich verbinden, und endlich gegen das Zeugniß von Paris, das er metamorphosirt hat, ihn einen Hauptagenten der Verwüstung nennen! Ihn, der Alles wiederhergestellt hat, den Repräsentanten einer Revolution, die Alles zerstörte!«

1288.

Wegen seiner Polizei ist Napoleon vielfach angegriffen worden. »Hierbei,« sagt Las Cases, »läßt sich wohl fragen, welcher Staat auf dem Kontinent sich rühmen dürfe, weniger gehässige Polizei-Maßregeln in Anwendung zu bringen, als das französische Gouvernement? Welches Terrain aber mochte eine strenge Polizei dringender erheischen, als eben Frankreich? Wo verlangten die Umstände sie gebieterischer? Und immer doch wurde das Polizeiwesen vom Kaiser selbst nur ganz im Großen behandelt, getreu seinem Grundsatz, nur das ganz Unerläßliche zu statuiren. Sehr oft bin ich im Staats-Rath Zeuge gewesen, wie er sich über dergleichen Gegenstände Rechenschaft ablegen ließ, wie er sie mit einer ganz eignen Sorgfalt behandelte, Verbesserungen einführte, Übelstände zu verhüten suchte, Kommissionen zur Untersuchung der Gefängnisse ernannte (s. auch 89, wo er dieselben selbst besucht), und sich unmittelbaren Bericht darüber erstatten ließ. Ich selbst ward zu einer solchen Mission gebraucht, und konnte mich eben so wohl von allen Mißbräuchen und Plackereien der Subalternen, wie von dem guten Willen und dem Verlangen des Monarchen zu ihrer Unterdrückung, überzeugen.«

»Der Kaiser wußte freilich nicht Alles, was die Polizei in seinem Namen über Schriften und Individuen verhing. Er hatte weder Zeit noch Mittel dazu.«

1289.

Die Kenntnisse, welche Napoleon von den verschiedenen Arten besaß, wie man hinter das Postgeheimniß zu kommen wußte, ist sehr anmuthig. »Ich kann Ihnen versichern,« sagte er zu O'Meara, »daß die Depeschen aller Gesandten und anderer Diplomatiker, die durch das Postbureau in London gehen, geöffnet werden. Otto sagte mir, daß ihm, als er Gesandter in London gewesen, diese Sache außer allen Zweifel gesetzt worden sey. Auch auf dem Festlande werden dergleichen Briefe geöffnet, allein man hat nicht die Unverschämtheit, es zu leugnen, wie die Englischen Minister. In Frankreich war die Anordnung getroffen, daß alle Briefe, welche Gesandte und andere diplomatische Personen, ihre Leute und Alle, die mit auswärtigen Angelegenheiten etwas zu thun hatten, wo sie auch auf die Post gegeben werden mochten, an ein geheimes Departement des Postbureaus in Paris gelangten. Nicht minder wurden alle Briefe oder Depeschen an fremde Höfe oder Minister an dieses Bureau geschickt, dort geöffnet und entziffert. Die Schreibenden gebrauchten zuweilen verschiedene Chiffern; sie setzten dieselben nicht über zehn Zeilen fort, um desto weniger verstanden zu werden. Ihre Absicht ging jedoch fehl, weil es, um die sinnreichste und schwerste Chiffer herauszubringen, nur funfzig Zeilen von derselben Chiffer bedurfte, die bei der ausgebreiteten Korrespondenz leicht zu erlangen waren. Die gebrauchten Agenten waren so geschickt

und lasen die Chiffern so schnell, daß man zuletzt nur funfzig Louisd'or für die Entdeckung des Schlüssels zu einer neuen Chiffer bezahlte. Durch die Eröffnung aller der Briefe, die an diplomatische Personen gerichtet waren, erhielt die Postpolizei Kenntniß von ihren Korrespondenten, deren Briefe nun das nämliche Schicksal hatten. Die Gesandten, welche muthmaßten, daß so etwas mit ihren Briefen vorgenommen würde, wechselten gewöhnlich alle drei Monate ihre Chiffern; aber dies verursachte nur eine geringe Mühe mehr. Sie sandten ihre Briefe bisweilen auf die nächsten Posten und glaubten recht schlau zu seyn und so der Beobachtung zu entgehen, weil sie die getroffenen Anordnungen nicht kannten. Die Gesandten der kleineren Mächte pflegten, um die Ausgaben für einen Kourier zu ersparen, ihre Depeschen durch die Post in Chiffern zu versenden, wo sie dann geöffnet, entziffert und in ihrem wichtigsten Inhalt mir mitgetheilt wurden. Die Briefe einiger Minister waren voll Schmähungen gegen mich und zogen über mein Betragen und die vorgeblichen Unterredungen mit mir los. Wie oft habe ich bei mir selbst gelacht, wenn ich diese Leute beim Lever mir den Staub vor den Füßen weglecken sah, nachdem ich am Morgen die Albernheiten gelesen, die sie von mir an ihre Monarchen geschrieben hatten. Der Gesandte von England schickte seine Depeschen stets durch eigne Kouriere, welches mich verhinderte, mit dem Inhalt derselben bekannt zu werden. Dagegen wurde ich durch die Korrespondenz der kleineren Mächte mit den Plänen der

größeren bekannt.« — »Die Geschicklichkeit derer,« fuhr er fort, »welche diese Maschinerie leiteten, war außerordentlich. Es gab keine Art der Schreiberei, die sie nicht vollkommen nachmachten; in dem Postbureau hatte man die Siegel von den Gesandten aller europäischen Mächte, und eine ungeheure Zahl anderer, welche Familien aus verschiedenen Ländern angehörten. Stieß man auf ein Siegel, für welches man kein fac-simile hatte, so konnte man in 24 Stunden eins gemacht bekommen.«

»Diese Anordnung,« setzte Napoleon hinzu, »war nicht meine Erfindung. Ludwig XIV. fing das Handwerk an und einige von den Enkeln der Agenten, die er brauchte, füllten zu meiner Zeit Posten aus, die von ihren Voreltern auf sie übergegangen waren. Castlereagh that dasselbe in London. Alle Briefe an und von diplomatischen Personen, die durch die Post gingen, wurden geöffnet und ihr Inhalt ihm oder einem andern Minister angegeben.«

Von den Briefen an nicht diplomatische Personen sagte er, daß sie in Frankreich selten und nie ohne dringenden Verdacht geöffnet worden wären. »Dann war das Erste,« fuhr er fort, »alle an sie gerichteten Briefe zu eröffnen und ihre Korrespondenten auszumitteln; dies war aber eine gehässige Maßregel und sie wurde selten gegen Franzosen angewendet. Gegen Fremde und Feinde Frankreichs war es in der Ordnung, alle Mittel in Bewegung zu setzen, um mit ihren geheimen Machinationen bekannt zu werden.«

In Betreff der Briefpolizei schätzte der Kaiser

Lavalette sehr; er selbst, der Kaiser, war nie ein Freund dieser Maßregeln. In Hinsicht auf die diplomatischen Nachrichten, die man sich auf diese Weise verschaffen konnte, glaubte er, daß sie nicht im Verhältniß zu den großen Kosten ständen, welche darauf verwendet werden mußten; das Bureau kostete 600,000 Fr. So viel die sonstigen Privatbriefe anbetreffe, war er der Meinung, daß damit mehr Böses als Gutes bewirkt werde. »Selten,« sagte er, »werden Verschwörungen auf diese Weise angesponnen, und die Meinungen Einzelner, die man aus ihrer Korrespondenz erfährt, können, besonders bei dem Karakter der Franzosen, dem Fürsten eher verderblich als nützlich werden. Worüber beklagen wir uns bei unserer nationellen Gefügigkeit und Beweglichkeit nicht? — Die Verletzung des Briefgeheimnisses kann den Fürsten leicht um seine besten Freunde bringen, indem sie ihm mit Unrecht Mißtrauen und vorgefaßte Meinungen einflößt; dies aber um so mehr, da die Feinde, welche zu schaden im Stande sind, immer zu viel Klugheit besitzen, um sich dieser Gefahr auszusetzen. So habe ich Minister gehabt, von denen ich nie einen Brief aufzufangen im Stande war.«

1290.

Murat wurde bekanntlich am 15. März 1806 legitimirter Herzog von Berg und Kleve; durch die Rheinbunds=Akte legitimirter Großherzog und nach

dem Frieden von Tilsit anerkannter Fürst und Herrscher der vereinigten Länder eines Theils der Erbschaft Wilhelms des Reichen, die seit dem Erlöschen der eingebornen Fürstenlinie keinen eigenen Regenten besaßen. Als Napoleons Schwager mußte sich sein Ehrgeiz natürlich ebenfalls auf eine ungemessene Weise entfalten, besonders aber regte ihn seine Gemahlin Karoline zum Vorwärtsstreben an. Mit dem Titel eines Großherzogs nicht zufrieden, bewarb er sich um einen Thron und er wurde ihm zu Theil.

In Betreff seiner Herrschaft in Deutschland war Murat in doppelter Hinsicht merkwürdig. Einmal war er der Erste der französischen Prinzen der neuen kaiserlichen Dynastie, der zu der Regentschaft einer deutschen Provinz gelangte, ein Ereigniß, das den Grundstein zu den nachherigen Umwälzungen in Deutschland legte. Fürs andere zeigte sich Joachim als Herzog milde und gerecht und widersetzte sich standhaft dem Begehr des Kaisers, seine Länder in aller Weise nach französischen Grundsätzen verwalten zu lassen.

Die Bewohner des Großherzogthums haben den Gesinnungen des Herzogs, der die Gewalt in Händen hatte und sie nicht mißbrauchte, Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Mancher Andere hätte an seiner Stelle den Herrscherstab drückender werden lassen; Joachim dagegen bemühte sich, Böses zu verhindern, so viel es in seiner Macht stand.

»Ich will nicht, daß meine Unterthanen Knechte von Frankreich seyn,« pflegte er oft in Oppositionen gegen den Willen des Kaisers zu sagen. — Und er

bewies durch die That, daß ihm das Wohl seiner Länder am Herzen lag. Der wissenschaftlichen Bildung fremd, hatte er durch Übung einen gewissen, sichern, praktischen Blick in Staatsgeschäften sich erworben, der ihm die theoretische Kenntniß der Staats-Regierung ersetzte. Ungerechtigkeiten, List und Ränke gegen Unterthanen oder Privaten, waren ihm zuwider und Versuche dieser Art, die man bei ihm machte, brachten ihn in die heftigste Wallung.

Wenn gleich sein erster Minister in Düsseldorf ein Franzose war, so pflegte er einen Franzosen doch nur ungern ein Amt einzuräumen. Mehreren französischen Militairpersonen, die er gleich anfangs angestellt hatte, sagte er 1807 in Paris, wo sie sich beurlaubten, um nach ihrem Posten zu gehen: »Meine Herren, ich hoffe, Sie werden meiner Wahl in jeder Hinsicht Ehre machen. Bedenken Sie vor allem, daß Sie nicht in Frankreich, sondern in Deutschland dienen, und daß ich ein Deutscher Fürst, ein Mitglied des Rheinbundes bin.«

1291.

Einige junge Officiere wollten sich im Jahre 1807 in Düsseldorf dadurch auszeichnen, daß sie sowohl im Theater, als an andern öffentlichen Orten den Ton angaben. Besonders unruhig benahmen sie sich im Theater.

Auf einem Balle entstand ein heftiger Streit,

dessen Ende dahin ging, daß ein junger Kaufmann sich mit einem Adjutanten des Generals Damas duellirte und ihn dabei erschoß. Der anreizende Theil war der Officier gewesen, der Kaufmann hatte nur der nicht zu vermeidenden Nothwehr gefolgt. Dieser hatte die Flucht ergriffen und die Sache kam vor den Großherzog.

»Er hat recht gethan,« äußerte dieser zu Gunsten des Kaufmanns.

1292.

Schmeichelei war dem Herzoge zuwider, und Niemand erreichte dadurch bei ihm sein Ziel. »Sie sind nicht aufrichtig,« hörte man ihn öfters in einer Audienz sagen: »Sie glauben Ihren Zweck mit schönen Worten zu erreichen, und halten mich für schwach genug, ihnen mein Ohr zu leihen. Unmöglich kann man mich in einem Lande lieben, für das ich noch nichts gethan habe; aber ich versichere Sie, — man wird mich lieben lernen.«

1293.

Es konnte nicht fehlen, daß der Herzog mit Bittschriften um Ämter und Stellen überlaufen wurde. Vorzüglich war dies von Seiten eines Theils des deut=

schen Adels der Fall, und Joachim äußerte sich darüber ganz unverhohlen.

Einst waren bei ihm zwei Adliche zur Audienz. Man erfuhr den Inhalt ihres Gesuchs nicht, aber der Herzog zeigte sich den ganzen Tag übler Laune. Bei Tafel äußerte er: »Es giebt in Deutschland schlechte Subjekte. Die Dummköpfe glauben mich für sich zu gewinnen, indem sie ihr Vaterland mit Füßen treten.«

1294.

Merkwürdig erscheint Joachim als König von Neapel im Jahre 1811, wo er durch seine Beharrlichkeit die Unabhängigkeit seines Königreichs gegen Napoleon vertheidigte, der sich in dessen Angelegenheiten mischen wollte.

Nach der zweiten Vermählung Napoleons mit Marie Luise trübte sich nämlich das Verhältniß des Königs zu dem Kaiser, welches schon durch die Weigerung, das Kontinental-System ganz unbedingt und streng nach französischer Art durchzuführen, sehr locker geworden war.

Die Prohibitiv-Dekrete waren zwar in Neapel öffentlich bekannt gemacht und angewendet worden; der Kaiser erhielt aber Nachricht, daß man jene Dekrete nicht mit Strenge vollziehe. Er drohte, französische Douaniers nach Neapel zu schicken, indem er

behauptete, daß sich dort beträchtliche Depots von englischen Waaren befänden.

Um dieselbe Zeit erhielt Joachim Kunde, wie Östreich und Frankreich zu dem Zweck in geheime Unterhandlung getreten wären, dem Könige Ferdinand Neapel zurückzugeben und ihn (Joachim) dagegen mit einem neuen Königreiche in Deutschland zu entschädigen.

Als nun bald darauf, wie man sagt, Napoleon aber nicht einräumt, der letztere wirklich dem Könige dieserhalb Eröffnungen machen ließ, und ihm zur Entschädigung ein weit bedeutenderes Königreich in Deutschland (das er jedoch nicht nannte), anbieten ließ, erblickte Joachim in diesem Anerbieten nur einen Fallstrick und antwortete: »Wer das Königreich Neapel haben will, mag kommen und es holen; ich werde ihn erwarten.«

1295.

Der König war so erzürnt, daß er seine Gemahlin nicht nach Paris reisen ließ, als sie bei der Taufe des Königs von Rom eine Funktion übernehmen sollte. Später kam er selbst nach Paris und sein Groll äußerte sich unverholen. Die Erbitterung stieg und Joachim reisete plötzlich ab.

Um diese Zeit erfolgte die Verhaftung seines Kammerherrn und Intendanten, Aimé und einiger anderer seiner Hausbeamten. Der König seiner Seits

gab

gab den in Paris befindlichen, neapolitanischen Offizieren Befehl, Paris zu verlassen, ließ mehrere Franzosen, die sich in Neapel befanden, verhaften und anderen andeuten, das Land zu verlassen.

Später erfolgte durch die Königin Karoline eine Aussöhnung; der Wurm aber fuhr fort im Innern zu nagen. Wider Willen folgte Joachim dem Kaiser nach Rußland, und nach der unglücklichen Affaire bei Kaluga ergoß sich der Groll des Kaisers in seinen Bülletins gegen den König, indem er ihm den unglücklichen Ausgang des Angriffs beimaß.

Am Ende des Rückzuges aus Rußland verließ Joachim die Armee, indem er seinen Oberbefehl an den Vicekönig von Italien abgab. Eiligst nach Neapel gehend, um sich dort mit seinen eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen, vermied er Frankreich, wo er nicht die beste Aufnahme hoffen durfte, und stand in dem Glauben, auch ohne Beihülfe des Kaisers seinen Thron sichern zu können.

Schon hielt er die Sache des Kaisers für rettungslos verloren, als dieser, nach den Ereignissen von Lützen und Bautzen, ihn von neuem zum Heere berief (August 1813). Murat that neue Wunder der Tapferkeit, bis die Schlacht bei Leipzig die Anstrengungen des Kaisers zu nichte machte. Von neuem in seiner Anhänglichkeit wankend geworden, verließ Joachim in Erfurt den Kaiser und zog sich in seine Staaten zurück.

Der Kaiser ahnte, als er ihn abreisen sah, seinen

nahen Abfall; allein er konnte sich von dem alten Waffengefährten nicht trennen ohne ihn wiederholt zu umarmen. — Er sah ihn nie wieder.

1296.

Die Nachricht von dem Abfalle des Königs von Neapel versetzte den Kaiser in die tiefste Betrübniß. Im ersten Augenblicke war jedoch sein Zorn äußerst groß und es mischten sich Schmerz und Rührungen des Mitleids darunter.

»Murat,« rief er aus, »Murat mich verrathen! Murat sich den Engländern verkauft! Der Unglückliche! Er bildet sich ein, daß, wenn sie ihren Zweck erreichen, mich zu stürzen, sie ihm den Thron lassen werden, auf den ich ihn gesetzt habe! Armer Narr! Es kann ihm nichts Schlimmeres wiederfahren, als daß ihm sein Verrath gelingt; er hat nicht so viel Mitleid von seinen neuen Bundesgenossen zu erwarten, als von mir selbst.«

1297.

Seit dem Abfall Murats im Jahre 1814 wollte die Kaiserin Mutter weder mit ihm, noch mit seiner Frau ferner etwas zu schaffen haben. So viel sie sich auch Mühe gaben, antwortete sie doch stets: Sie habe den größten Abscheu gegen den Verräther,

wie gegen den Verrath. Sobald sie in Folge des unglücklichen Jahres 1814 nach Rom kam, schickte ihr Murat sogleich acht sehr schöne Pferde aus seinen Ställen zu Neapel. Die Kaiserin Mutter mochte aber nichts davon wissen. Ebenso benahm sie sich bei allen Versuchen ihrer Tochter Karoline. Letztere wiederholte von einem Male zum andern, daß es ja nicht ihr Vergehen sey, daß sie nicht dafür könne, daß ihr Gemahl sich nicht von ihr befehlen lasse. Aber die Mutter antwortete wie Clytemnestra: »Wenn Du ihm nicht befehlen konntest, so mußtest Du gegen ihn kämpfen. Welchen Kampf hast Du gekämpft? Wessen Blut ist dabei geflossen? Nur über Deinen Leichnam hin durfte Dein Gemahl den umbringen, der Dein Bruder, Dein Wohlthäter, — Dein Herr war!«

1298.

Die Schlacht von Tolentino (3. Mai 1815.) stürzte Joachims Thron um.

Am Abend des 18. Mai kam der König in Neapel an, Alles eilte ihm entgegen. Er empfing Jeden mit Ruhe und Würde und nie war er mehr König, als in dem Augenblicke, wo er aufhören sollte, es zu seyn.

Sein Vorschlag, sich nach Gaëta zu werfen, fand bei seinen Umgebungen keinen Beifall und gegen seinen Willen ließ der König Anstalten zur Abreise

treffen. Vorher beschenkte er seine Günstlinge noch königlich.

Am 20. Morgens segelte er nach Miliscola und von hier nach Ischia. Auf einem von dem General Manches nach Frankreich ausgerüsteten Kauffahrteischiffe erreichte der König, durch die Englischen Krieger segelnd, nach sechstägiger Fahrt am 28. Mai die französische Küste und betrat den französischen Boden an der Stelle, wo Napoleon, von Elba aus, gelandet hatte.

Er sandte einen Kourier an Fouché, und beauftragte ihn, dem Kaiser seine Ankunft und seine Absicht, zur Vertheidigung Frankreichs mitzuwirken, zu hinterbringen.

Verächtlich soll Napoleon erwiedert haben: »Hat Frankreich denn seit 1814 einen Frieden mit Neapel geschlossen?«

Joachim erhielt diese kurze Antwort in einem kleinen Landhause in der Gegend von Toulon, wohin er sich in der Eigenschaft eines Privatmannes zurückgezogen hatte. Das Vertrauen der Franzosen zu ihm war dahin. —

1299.

Joachim empfing die Nachricht von der Schlacht bei Waterloo und ihren Folgen. Er schrieb nun an Ludwig XVIII., sowie an Fouché, den er bat, bei den Verbündeten auf Entscheidung seines Schicksals

anzutragen. Gleichzeitig sandte er seinen ehemaligen Ordonnanz=Officier Maceroni an den Herzog von Wellington, mit der Bitte, ihm ein Asyl in England auszumitteln.

Der Aufenthalt in Toulon wurde inzwischen gefährlich. Joachim erfuhr, daß ein Preis von 2000 Louisd'or auf seine Person gesetzt worden sey — und zwar von einem Menschen, den er selbst mit Wohlthaten überhäuft und vom Verbrecher=Tode gerettet hatte. Um den Nachstellungen zu entgehen, beschloß Joachim, sich inkognito nach Paris zu begeben und dort unter den Schutz der verbündeten Mächte zu stellen. Er ließ ein Fahrzeug nach Havre de Grace miethen, und die Abreise wurde auf den 2. August angesetzt.

Einige, dem Könige im Unglück treu gebliebenen Freunde und sein Neffe Bonafoux schifften sich mit den Effekten des Königs auf diesem Fahrzeuge ein. Man traf die Verabredung, daß eine Schaluppe den König an einer wenig bewohnten Küste der Umgegend bei Nacht in Empfang nehmen und an Bord bringen sollte. —

Harrend stand Joachim im Dunkel der Nacht am Meeresufer, aber kein Boot war zu sehen. Umsonst ließ er seinen Ruf erschallen; das Rauschen der Wogen übertönte ihn. Das Boot war nach einer andern Küste gesegelt, hatte den König vergeblich gesucht, und war durch das Herannahen eines Sturmes endlich genöthigt, die Küste zu verlassen.

Mit Anbruch des Tages erblickte Joachim in

weiter Ferne das Schiff in hoher See. Sein Ruf konnte es nicht erreichen, und die Furcht, entdeckt zu werden, heischte die Entfernung vom Ufer.

1300.

Zwei Tage lang irrte der König in den Weinbergen und Wäldern der Gegend ohne Nahrung umher. Ermüdung und Hunger zwangen ihn, in eine kleine Hütte einzutreten und dort eine Zuflucht für die Nacht zu erbetteln.

Die Hütte war von einer alten Frau bewohnt, die sein Vorgeben, daß er zu der Garnison von Toulon gehöre und sich verirrt habe, leicht glaubte und ihm Obdach und Nahrung mit Bereitwilligkeit zusagte. Der König versprach reichliche Bezahlung, »Ihr sollt Alles erhalten,« entgegnete die alte Frau, »was wir zu geben vermögen; diese Hütte ist das Eigenthum eines ehemaligen Soldaten, der sich glücklich fühlen wird, einem Kameraden einen Dienst zu leisten; aber hütet Euch, von Geld und Bezahlung zu reden, denn Ihr würdet ihn damit erzürnen.«

Da saß der königliche Flüchtling am einfachen hölzernen Bauerntische, der alten Bäuerin gegenüber und verzehrte mit Heißhunger ein Mahl von frischen Eiern und Obst.

1301.

Während dessen war der Eigenthümer des Hauses zurückgekehrt. Er zeigte sich erfreut, einen Kameraden zu sehen und setzte sich an seine Seite, um mit ihm zu trinken. Die edle Gestalt des Gastes fiel ihm auf; er blickte ihn forschend an; so hatte noch keiner seiner Kameraden sich benommen.

»Sie sind's! ruft der Soldat endlich aus: »Sie sind der König von Neapel, der in dieser Gegend sich verbirgt und dem man nachstellt.« — Mit diesen Worten warf er sich zu den Füßen des Königs und bot ihm Haus und Hof und seine Hülfe an, um ihn zu retten. Die alte Bäuerin läßt vor Schrecken ihren Topf am Feuer fallen, und stürzt sich ebenfalls zu den Füßen des Königs, ihn um Verzeihung bittend, daß sie ihn so ohne Respekt behandelt habe.

Joachim war höchst bewegt, in seinem Unglück solche Freunde zu finden; er gab sich ihnen zu erkennen und sank weinend an die Brust des alten Soldaten.

1302.

Joachim unterhielt mit Hülfe seiner Wirthsleute eine Korrespondenz mit einigen seiner in Toulon zurückgebliebenen Freunde. Die Bäuerin wachte für die Sicherheit des Königs und verbarg ihn sorgfältig in der Hütte. Die Kunde von den Nachforschungen

der Obrigkeit verbreitete sich inzwischen allgemein in der Umgegend: man machte daher für den König einen Schlupfwinkel, mit Holz und Rebenstöcken bedeckt, um ihn im Nothfall darin zu verbergen.

Einst, in der Nacht, erblickte die wachsame Bäuerin im fernen Felde ein Licht, das sich der Hütte mehr und mehr näherte. Nicht zweifelnd, daß es auf den König abgesehen sey, der sich angekleidet auf ein Bett geworfen, weckte sie ihn und verbarg ihn durch Öffnung einer Hinterthür in den für ihn bestimmten Schlupfwinkel. Sie hatte sich nicht getäuscht: kaum war das Bett wieder in Ordnung gebracht, als man heftig an die Thür pochte.

Sechszig Mann, von einem Offizier befehligt, hatten das Haus umringt. Die kleine Hütte war bald durchsucht und mehreremale gingen die Suchenden an dem Orte vorüber, der den König verbarg. Dieser vernahm die Flüche der Soldaten. Die Gefahr ging aber diesmal glücklich vorüber.

1303.

Joachims Freunde in Toulon hatten sich inzwischen mit dem Vorhaben beschäftigt, ihm einen Zufluchtsort in Korsika zu bereiten. Diese Insel schien ihm ganz dazu geeignet, und er beschloß um so mehr, sich dorthin zu begeben, als er weder von Fouché, noch sonst über den Willen der Verbündeten eine Nachricht erhalten hatte.

Ein kleines Fahrzeug ward in Bereitschaft gehalten, und am 23. August verließ Joachim sein Vaterland, für das er so oft mit Ruhm gekämpft hatte und bestieg, mit Thränen in den Augen, das kleine Boot. Außer dreien seiner Freunde, befanden sich darin nur zwei Schiffer.

Die Fahrt von Toulon nach Bastia wird gewöhnlich in 24 Stunden zurückgelegt; das Unglück verfolgte aber den König. Es erhob sich ein widriger Wind; er warf das kleine Boot hin und her und bedrohte es mit dem Untergange.

Die ganze Nacht schwebte man zwischen Angst und Furcht. Am Morgen ging die See so hoch, daß es nicht mehr möglich war, das Fahrzeug zu lenken; man mußte es dem Schicksale völlig preis geben.

Am 25. August mit Tagesanbruch erblickte man ganz in der Nähe ein Kauffahrteischiff. Joachim bat den Kapitain desselben, ihn gegen bedeutende Belohnung nach Korsika zu führen. Er wies dieses Verlangen aber von sich, weil das Äußere der entschlossen scheinenden Männer seinen Verdacht erregte.

Am Abende desselben Tages begegneten die Unglücklichen dem Paketboote, welches zwischen Frankreich und Korsika fährt. Der König gab sich dem Kapitain desselben freimüthig zu erkennen und bat um Aufnahme. Das Paketboot nahm sie alle auf und man bezeigte Joachim königliche Ehre.

1304.

Joachim fand auf dem Fahrzeuge drei französische Generale, ebenfalls Flüchtlinge. Die Erinnerung an das alte Hofleben erwachte in diesen und indem sie Joachim als Monarchen behandelten, erzeugten sie den unglücklichen Gedanken in ihm, daß er es noch sey oder doch wieder werden könne. Die glänzende Vergangenheit trat vor seine befangene Phantasie und der Gedanke, von neuem und auf die eigne Kraft gestützt, wieder nach der Krone zu greifen, wurde zum Vorsatz. In diesem Vorsatze bestärkte ihn der Umstand, daß er von den Verbündeten ohne alle Antwort blieb: er schloß daraus, daß sie ihn ganz seinem unglücklichen Schicksale preis geben wollten.

Wiewohl Joachim inkognito landen wollte, wurde er doch bei der Ankunft in Bastia sogleich erkannt und die Nachricht davon verbreitete sich bald in der Stadt. Von hier ging der König nach Viscovato, drei Stunden weiter. Hier trat der General Franceschetti, sein ehemaliger Aide-de-Camp, aufs neue in seine Dienste; gleichzeitig meldeten sich mehr als 200 Offiziere, die sich auf der Insel befanden und unter Joachim gedient hatten, sowie eine Menge Veteranen — und bald glich Viscovato dem Hauptquartier eines Heerführers. Leicht wäre es Joachim gewesen, sich der ganzen Insel zu bemächtigen, aber er verwarf alle ihm deshalb gemachten Anträge; ihm winkte ein anderer Thron, der in Neapel, wo er sich eines starken Anhangs unter dem Volke versichert halten zu dürfen glaubte.

1305.

Mit 400 Veteranen ging Joachim nach Ajaccio, wo das Volk ihm jauchzend entgegenkam und sein Einzug einem Triumphzuge glich. Von den Wällen der Citadelle begrüßten ihn die Soldaten mit dem Zuruf: »es lebe König Joachim!« Die Einwohner boten ihm die schönsten Häuser an: Joachim kehrte jedoch in einem Gasthofe ein. Am andern Morgen ließ er einige kleine Fahrzeuge einkaufen.

Aber schon lauerte der Verrath in seiner Nähe: neapolitanische Spione schlichen sich in das Vertrauen des Königs und Alles, was dieser that und dachte, wurde treulich nach Neapel berichtet.

Joachim stand am Scheidewege: im Begriff abzureisen, erfuhr er die Ankunft Maceroni's, seines Agenten bei den verbündeten Mächten (28 September). Derselbe brachte ihm folgendes Aktenstück:

»Herr Maceroni ist bevollmächtigt, den König Joachim zu benachrichtigen, wie Sr. Majestät der Kaiser von Östreich ihm einen Zufluchtsort in seinen Staaten unter folgenden Bedingungen darbieten: 1) Der König wird einen Privatnamen führen, und kann denjenigen, den die Königin führt, Lipano, annehmen. 2) Der König ist befugt, seinen Aufenthalt in einer Stadt von Böhmen, Mähren oder Ober-Östreich zu nehmen; auch steht es ihm ohne Einschränkung frei, in diesen Provinzen ein Landgut zu bewohnen. 3) Der König wird sein Ehrenwort geben, daß er die Staaten Sr. K. K. Majestät nie ohne dessen

Einwilligung verlassen wird; er wird ferner wie ein Privatmann vom Range leben, jedoch den Gesetzen des Landes unterworfen seyn. Paris, den 1. Septbr. 1815. Fürst Metternich.«

1306.

Einige Tage früher würde Joachim, der Neigung zum Privatleben besaß, diese Nachricht mit Freuden empfangen haben. Jetzt spiegelte ihm seine Phantasie ein glänzenderes Loos vor. »Man will mir also,« rief er aus, »als Zufluchtsort ein Gefängniß darbieten! Von dort bis zum Grabe ist nur noch ein Schritt. Ein König, der seine Krone verloren, hat keine Wahl, als den Tod eines Soldaten zu sterben. — Sie kommen zu spät, mein lieber Maceroni; die Würfel sind geworfen. Ich harrte seit 3 Monden, mit Gefahr des Lebens, auf Entscheidung der verbündeten Mächte. Es ist klar — die nämlichen Monarchen, die sonst meine Allianz suchten, überließen mich den Dolchen meiner Feinde. Jetzt steht mein Entschluß fest: ich werde mein Königreich wieder erobern. Mich rufen die schönsten Hoffnungen dorthin! Und wenn ich auch falle, so habe ich dem Tode zu oft ins Auge geschaut, um ihn auch jetzt im entscheidenden Augenblicke nicht zu fürchten. Mein unglücklicher Feldzug in Italien hat meine, von Europa anerkannte Souverainität nicht vernichtet. Die Könige führen Krieg; aber durch den Verlust ihrer Reiche

verlieren sie ihre Ansprüche auf dieselben keinesweges. Genug, es würde mir nicht möglich seyn, als Unterthan in einem fremden Lande zu leben; ein Paß nach England wäre das Einzige gewesen, das ich angenommen haben würde.«

1307.

Umsonst wendete Maceroni Alles an, um den König von seinem Entschlusse zurückzubringen. Joachim verharrte dabei. »Die Korsen haben mich gut aufgenommen,« entgegnete er: »werden etwa die Neapolitaner mich zurückweisen? Die Korsen haben sich für mich schlagen wollen; für mich, der ich nicht ihr König war: werden die Bewohner Neapels, die ich als König beglückt habe, das Gegentheil thun? Nimmermehr! — Ich habe 250 tapfere Franzosen bei mir; kann ich diese der Rache der Bourbonen überlassen? Sie haben sich unter meine Fahnen versammelt; ich führe sie im Triumph nach Neapel.«

Maceroni nahm Abschied von ihm und sah ihn nie wieder.

1308.

Joachim hatte im Hafen von Ajaccio sieben Fahrzeuge zusammengebracht: sie enthielten 250 der tapfersten und kühnsten Männer der Insel. Um 1

Uhr nach Mitternacht gab ein Kanonenschuß das Signal zur Abreise. Der König ging an Bord und mit vollen Segeln verließ die Flotille den Hafen.

Die Garnison der Citadelle zu Ajaccio, die sich für den König erklärt hatte, verursachte dem Kommandanten große Unruhe. Sie drohte, daß der Erste, der auf des Königs Leute schießen würde, eine volle Ladung zu erwarten habe.

Ein enger Paß, der sich von Ajaccio nach Bastia hinzieht, ward auf Joachims Befehl 30 Stunden lang nach seiner Abreise von seinen Anhängern besetzt, damit der in Bastia liegende Englische Kapitain Bastard das Geschehene erst dann erfahre, wenn die Flotille schon weit entfernt wäre. Dennoch ging der Kapitain, sobald er Nachricht erhielt, mit seiner Fregatte in See, konnte aber die schnell Segelnden nicht mehr erreichen.

Joachim hatte mit heiterem Sinne das Fahrzeug betreten und glaubte fest an den Fatalismus. Als ein Oberster ein Wort von der Gefahr und Kühnheit des Unternehmens fallen ließ, erwiederte er schnell: »Der Tod hat mich stets im Kriege verschont. Dreht das Glück mir den Rücken, so wird man mich gefangen halten, grade so, wie ich in Östreich Gefangener geworden wäre. Ein härteres Verfahren wäre nicht allein ungerecht, sondern dem Völkerrecht zuwider. Napoleon hatte dem französischen Throne entsagt und wollte ihn wieder erringen. Er ward Gefangener. Ich aber, ich habe nicht ent-

sagt; ich habe das Recht, mein Königreich wieder zu erobern. Aber beruhigen Sie sich nur, Neapel wird unser St. Helena sein.«

1309.

Schon hatte man bei günstigem Winde und Wetter drei Viertheile der Fahrt zurückgelegt, als sich plötzlich ein Sturm erhob, der während der bald einbrechenden Nacht die Fahrzeuge von einander trennte.

Joachim gedachte in der Gegend von Salerno zu landen, diese Stadt zu besetzen, unter seinen Fahnen die zahlreichen Depots der Offiziere und Soldaten seiner ehemaligen Armee an sich zu ziehen, sie zu reorganisiren, und ohne Zögerung auf Avellino zu marschiren, die Telegraphen, die man errichtet, auf dem Wege zu zertrümmern, die Provinzen des Reichs mit großer Schnelligkeit zu durchziehen, ein allgemeines Aufgebot ergehen zu lassen, und durch die Raschheit in seinen Operationen den Östreichern, die ihm allenfalls folgen würden, drei oder vier Tagemärsche abzugewinnen; sich dann vor Neapel zu zeigen, wenn die Anzahl seiner Leute groß genug seyn würde, um die Hauptstadt in Furcht zu setzen, und so durch einen Hauptschlag den Eindruck zu benutzen, den seine plötzliche Rückkehr auf Volk und Regierung gemacht haben mußten.

Sturm und Wetter vereitelten diese Pläne. — Am Morgen des 8ten October befand sich Joachim

auf seinem Fahrzeuge, in der Bucht von Sta Euphemia, von den übrigen Schiffen entfernt; ein einziges derselben erreichte ihn wieder. Es war gefährlich, auf die andern zu warten, oder gar sie aufzusuchen. Ein schneller Entschluß mußte gefaßt werden. Kalabriens Küste lag da: der König befahl in Pizzo einzulaufen. Um 11 Morgens, am nämlichen Tage, stieg Joachim, von 30 Offizieren und Soldaten begleitet, ans Land.

1310.

Die Begleiter des Königs sowohl als er selbst riefen: »Es lebe König Joachim!« aber nur einige Bauern gesellten sich auf dem Wege nach dem Dorfe Pizzo zu ihnen.

Der 8te October war ein Sonntag. Die Kompagnie der Legionaire von Pizzo war eben in ihrer Sonntagsübung begriffen. Joachim hielt diesen Umstand für günstig. Er ging auf sie zu, redete sie an, entfaltete seine Fahne und rief: »Es lebe der König Joachim!« — Nur ein Einziger wiederholte diesen Ruf; die Andern, wiewohl sie den König erkannt hatten, schwiegen, denn sie wußten nicht, was sie von der Sache denken sollten.

1311.

1311.

Von Pizzo ging es nach Monteleone, der Hauptstadt der Provinz. Der Weg dorthin ist beschwerlich; er zieht sich durch eine Menge von Hügeln und Gebirgen schlängelnd hin. Kaum hatte sich Joachim von Pizzo entfernt, als ein Agent des Herzogs von Infantado, und ein Gensdarmerie-Kapitain Trentacapilli, einige Mannschaft versammelten, das Volk zusammenrotteten und es bewaffneten, um dem Feinde des legitimen Königs zu folgen und ihn gefangen zu nehmen.

Die Umstände begünstigten sie. Pizzo war zu Joachims Zeiten durch die Stockung der Seefahrt verarmt und die Bewohner hatten durch die Polizei-Agenten manchen Druck erlitten. Die Erinnerung daran machte, daß fast alle Bewohner Pizzo's zu den Waffen griffen.

Mit den Wegen, die nach Monteleone führen, besser bekannt, als Joachim, suchten sie ihm den Weg abzuschneiden, während ein anderer Theil ihm mit Schnelligkeit folgte. Bald befanden Joachim und seine Leute sich zwischen zwei Feuern.

Mit Muth näherte er sich ihnen; ungeachtet des Kugelregens rufte er ihnen freundlich zu, grüßte sie; aber die Verfolger antworteten nur mit neuen Ladungen. Wiewohl seine Begleiter bewaffnet waren, hatte er ihnen doch streng untersagt, Feuer zu geben; von seiner Seite geschah kein einziger Schuß.

Neben ihm fiel der Kapitain Moltedo und

der Lieutenant Pernice ward tödtlich verwundet. Den König selbst verschonten die Kugeln. Zuletzt sah er sich gezwungen, die Flucht zu ergreifen.

1312.

Es gelang dem Könige, durch die Gebirge zu entfliehen. Stets verfolgt, von Fels zu Fels stürzend, erreichte er endlich die Küste. Aber seine Fahrzeuge waren wieder in See. Nicht ohne Ursache hatte der sie führende Schiffskapitain, ein Maltheser, genannt Barbara, sich schnell entfernt und den König im Stiche gelassen; denn seine Effekten waren noch an Bord und diese reiche Beute veranlaßte die schnelle Entfernung des Kapitains, der den König doch für verloren hielt. Barbara war unter der Regierung Joachims von diesem zum Ritter, Baron und Fregatten-Kapitain worden und hatte des Königs Wohlthaten genossen.

Am Ufer des Meeres fand der König einen Fischerkahn auf dem Sande liegend. Er stürzte hinein, und versuchte alle seine Kräfte, um ihn flott zu machen; vergebens. Das wüthende Volk, in dessen Händen seine Gefährten sich bereits befanden, ereilte ihn, fiel über den Unglücklichen her, warf ihn zu Boden und mißhandelte ihn.

»Tödtet mich, wenn's Euch glücklich macht, aber mißhandelt mich nicht,« rief der unglückliche König:

aber das Volk schleppte unter den entsetzlichsten Mißhandlungen ihn in das Gefängniß des alten Schlosses.

1313.

In Pizzo befanden sich keine Linientruppen; der nächste Garnisons-Ort war Monte Leone. Von hier ward, sobald man Kunde erhielt, der Kapitain Stratti mit vierzig Mann Infanterie nach Pizzo detachirt. Er zog ins Schloß, und hatte viele Mühe, durch das Volk zu dringen, welches vor dem Gefängniß sich in Schimpfreden und Verwünschungen gegen die Gefangenen ergoß. — Kapitain Stratti wies den Pöbel zur Ruhe und foderte die Gefangenen auf, ihre Namen zu nennen.

Joachim war der Dritte in der Reihe. Als er sich nannte, grüßte der Kapitain ihn ehrerbietig, nannte ihn Majestät und führte ihn in ein besonderes Zimmer.

Gleich darauf erschien in Pizzo der General Nunziante, und begab sich ins Gefängniß zu Joachim. Nachdem er den König gegrüßt und ihm zu erkennen gegeben hatte, wie die Pflicht, die er ausüben müsse, seinem Herzen schwer falle, befragte er ihn um die Ursache seiner Landung.

Joachim erklärte: er sey Willens gewesen, von Korsika nach Triest zu segeln, wozu ihm Östreich einen Paß gesandt; vom Sturme verschlagen und in Folge dessen dem Mangel an Lebensmitteln ausge-

setzt, habe er sich genöthigt gesehen, in Pizzo ans Land zu gehen. — Mehrere andere Fragen beantwortete Joachim mit großer Lebhaftigkeit und der General ließ es dabei bewenden.

Er bot dem Gefangenen andere Kleider an und bewies ihm die seinem Unglücke schuldige Achtung. — Joachim, von den Mißhandlungen des Volks niedergebeugt, beruhigte sich bei dem ehrenvollen Benehmen des Generals und legte sich schlafen. Er schlief ruhig und war am nächsten Morgen ganz heiter. Er unterhielt sich mit Kapitain Stratti von seinem Königreiche, seiner Armee, von seinem letzten Feldzuge, ertheilte mehrern Generalen großes Lob und tadelte Andere. — Am Abende vor seinem Tode unterhielt er sich noch über die Möglichkeit eines Vergleichs, indem er zu Gunsten seines Vetters Ferdinand auf die Insel Sicilien verzichten und blos Neapel für sich behalten wollte.

1314.

König Ferdinand entschloß sich nur schwer, Joachim den Gerichten zu übergeben: ihm schien der Gefangene, wenn auch ein Aventurier, doch immer von königlicher Würde; er wollte ihn in gefänglicher Haft halten, aber nicht weiter verfolgen. Seinem Ministerium aber erschien die Sache gefährlicher: es drang durch und General Nunziante erhielt den Befehl, Murat als Ruhestörer und Feind des Landes

vor eine Militairkommission zu stellen. In der Nacht vom 12. zum 13ten October folgte schon der Befehl, das Todesurtheil vollziehen zu lassen.

Sieben Personen, welche die Militairkommission bilden sollten, wurden versammelt. Unter diesen waren der Präsident, zwei Officiere und der General-Prokurator, ehemalige Diener Joachims, von ihm mit Ehren und Wohlthaten überhäuft.

Joachim, sein Schicksal nicht ahnend, schlief noch, als die Kommission sich in einem Zimmer des Schlosses versammelte. Kapitain Stratti erhielt Ordre, den Gefangenen vor das Gericht zu führen.

In möglichst milden Worten unterrichtete er den König von seinem Auftrage. »Mein lieber Stratti,« unterbrach Joachim ihn schnell, »ich bin verloren. Der Befehl, mich vor Gericht zu führen, ist mein Todesurtheil.«

Joachim war sehr bewegt; Thränen traten in seine Augen. Bald gefaßt, fragte er Stratti, ob er an seine Familie schreiben dürfe. Als der Kapitain dies bejahte, schrieb der König mit fester Hand folgende Zeilen:

»Meine liebe Karoline! Meine letzte Stunde hat geschlagen; in wenig Augenblicken habe ich vollendet; Du hast keinen Gatten mehr. Vergiß meiner nie. Ich sterbe unschuldig; mein Leben ist von keiner Ungerechtigkeit befleckt worden. Lebe wohl, Du, mein Achilles, lebt wohl, meine Lätitia, Du, mein Lucian, Du meine Luise; zeigt Euch der Welt, meiner werth. Ich lasse Euch zurück ohne Kö-

nigreich, ohne Güter, umringt von meinen zahlreichen Feinden. Seyd stets einig; seyd erhaben über das Mißgeschick; denkt an das, was Ihr seyd, was Ihr waret und denkt an Gott; er wird Euch segnen. Flucht meinem Andenken nicht. Mein bitterster Schmerz besteht darin, fern von meinen Kindern zu sterben. Empfangt den Segen Eures Vaters, seine Umarmungen und seine Thränen. Sein Andenken sey Euch stets heilig. — Pizzo am 13. October 1815.«

Er schnitt einige Locken von seinem Haare, wickelte sie in den Brief und übergab ihn unversiegelt dem Kapitain.

1315.

Kapitain Starace war zu Joachims Vertheidiger ernannt und erschien in dieser Eigenschaft im Gefängnisse. »Ich bin, sagte er, aus trauriger Pflicht beauftragt, Ew. Majestät zu vertheidigen, und vor welchen Richtern!«

»Nicht meine Richter,« fiel ihm Joachim schnell ins Wort, »meine Unterthanen sind es, die einen Fürsten nicht zu richten vermögen. Könige richten über ihres Gleichen, nicht Unterthanen über Könige. Gott und das Volk richtet über alle Könige!«

»Betrachtet man mich blos als Marschall von Frankreich, so begehre ich ein Gericht von Marschällen. Oder bin ich nur General, so führt mich vor ein Gericht von Generalen. Nimmermehr werde ich ein

Gericht, wie das gegenwärtige, als kompetent anerkennen.«

Vergebens bemühten sich die Kapitaine Starace und Stratti, ihn zu beruhigen, und ihn zu bewegen, einige Zeilen zu seiner Vertheidigung niederzuschreiben. »Ihr vermögt nicht, mein Leben zu retten,« rief er ihnen zu; »so laßt mich wenigstens die königliche Würde vertheidigen. Hier ist kein Urtheil zu fällen; das Urtheil ist schon gefällt. Es sind nicht Richter — es sind Henker, vor denen ich erscheinen soll. Kapitain Staraci, ich verbiete Ihnen, ein Wort zu meiner Vertheidigung zu sagen.«

1316.

Der Berichterstatter der Kommission trat ein, um Joachim zu verhören. Dem Herkommen gemäß, befragte er ihn um Namen, Alter, Stand und Vaterland; er wollte noch mehr fragen, aber Joachim unterbrach ihn unwillig: »Ich bin Joachim Napoleon, König beider Sicilien. Entfernen Sie sich, mein Herr.«

Man ließ ihn allein; mit ernstem Blicke ging er lange auf und ab. So fand ihn Kapitain Stratti; stumm blieb er vor dem Könige stehen. »Nicht wahr,« begann dieser, »ganz Pizzo erlebt heute einen Freudentag? Nun! was that ich denn den Neapolitanern, um sie zu meinen Feinden zu machen? Ich verschwendete für sie zum Nachtheil meiner Familie

Alles, was ich besaß. Was nur Nützliches und Liberales sich in ihren Gesetzen befindet, — ist mein Werk; ich habe es ihnen gegeben. Ich habe aus Unterthanen Bürger machen wollen. Die Gewerbe habe ich geschützt und den Bauer zum freien Manne gemacht; der Armee gab ich Ruhm und Ehre, und die Nation wollte ich mit den andern Völkern des civilisirten Europa gleichstellen. Den Neapolitanern gab ich den Vorzug vor den Franzosen, meinen Landsleuten, die mich auf diesen Thron setzten, von dem ich ohne Furcht und Gewissensbisse herabsteige. Das Trauerspiel des Herzogs von Enghien, das Ferdinand an mir zu rächen scheint, ist mir fremd gewesen. Ich war daran nicht betheiligt, und dieses Zeugniß lege ich feierlichst ab, in dem Moment, wo ich vor Gott, meinem Richter erscheinen werde.«

»Kapitain,« fügte er nach einer Pause hinzu, »es ist Zeit das wir uns trennen; ich fühle das Bedürfniß, allein zu seyn. Ich danke ihnen für die Sorgfalt, die Sie mir in diesen wenigen Tagen bewiesen haben. Befördern Sie meinen Brief an meine Familie, und leben Sie wohl.«

1317.

Der Kanonikus Masdea, ein 70jähriger Greis, war ersucht worden, Joachim in seinen letzten Augenblicken beizustehen. Er erschien.

»Sire,« redete er den König an, »es ist das

zweitemal, daß ich mich in Ihrer Nähe befinde. Als Ew. Majestät einst nach Pizzo kamen, bat ich um eine Summe zur Vollendung der Pfarrkirche und Sie bewilligten dazu weit mehr, als wir zu erhalten hoffen durften. Weil Ew. Majestät bei dieser Gelegenheit meiner Bitte Gehör gaben, so hören Sie auch jetzt meine Stimme, und verwerfen Sie die Ermahnungen nicht, die Ihre ewige Seelenruhe nöthig macht.«

Joachim unterwarf sich den Anordnungen des Geistlichen, und als derselbe darüber vom Könige eine schriftliche Bescheinigung begehrte, schrieb dieser auf einen Zettel: »Ich erkläre, als guter Christ zu sterben. J. N.«

1318.

Während dieses vorging, beschäftigte sich die Kommission mit dem ihr aufgetragenen Geschäfte. Die Meinung der Richter ging einstimmig dahin: daß Joachim Murat den Versuch gemacht habe, die Regierung zu stürzen, daß er die Einwohner zur Rebellion gegen den König und die öffentliche Ruhe aufgefordert und einen Angriff gegen den Staat als Feind der öffentlichen Sicherheit begonnen habe, daß er mithin zum Tode zu verurtheilen und sein Vermögen zu konfisciren sey.

Der Berichterstatter las dieses Urtheil dem Könige in seinem Gefängniß vor, da derselbe sich stand=

haft weigerte, vor dem Gericht zu erscheinen. Joachim hörte die Vorlesung mit Ruhe und verächtlichem Blicke an. »Ich bin bereit!« war Alles, was er darauf erwiederte.

1319.

Aus dem Gefängnisse heraustretend, sah der König eine Abtheilung von zwölf Mann Infanterie in zwei Linien aufgestellt.

Er verweigerte das Verbinden der Augen; sah kaltblütig an, wie die Waffen fertig gemacht wurden, stellte sich freiwillig auf den Punkt, wo die Kugeln ihn am sichersten treffen mußten und rief den Soldaten zu: »Verschont das Gesicht; zielt nach dem Herzen!«

Kaum hatte er ausgeredet, als das Kommando: Feuer! erscholl. Joachim fiel todt zur Erde; in seiner Hand hielt er ein kleines Familienbildniß.

Sein Leichnam ward in jener Kirche beigesetzt, die seiner Freigebigkeit ihre Vollendung verdankte. —

1320.

Es gab, wie Napoleon sagte, nur zwei Officiere in der Welt, wie Murat für die Kavallerie und Drouot für die Artillerie. »Murat,« äußerte er auf St. Helena, »war ein ganz besonderer Karakter. Vor 24 Jahren, wo er Kapitain war, machte ich

ihn zu meinem Adjutanten und erhob ihn nachher zu dem, was er war. In meiner Gegenwart war er ganz von Hochachtung durchdrungen und bereit, mir zu Füßen zu fallen. Ich that Unrecht, ihn von mir zu trennen; bei mir war er mein rechter Arm; ohne mich war er nichts. Ihm befehlen, 4 oder 5000 Mann in einer gewissen Richtung anzugreifen und zu vernichten, und den Befehl vollziehen, — war das Werk eines Augenblicks; aber sich selbst überlassen, war er wie unmündig. Er war nirgends brav, außer vor dem Feinde. Sein überströmender Muth führte ihn mitten unter sie, im hohen Federhut und von Gold schimmernd. Wie er entkam, ist ein Wunder, da er beständig ausgezeichnet sich trug, feuerte Jeder auf ihn. Selbst die Kosoken bewunderten ihn wegen seiner außerordentlichen Bravour. Jeden Tag ließ sich Murat mit einigen von ihnen in ein einzelnes Gefecht ein und kehrte nie zurück, ohne daß sein Säbel von dem Blute derer triefte, die er erschlagen hatte. Er war ein Paladin, ein Don Quixote im Felde; im Kabinet dagegen ein Poltron ohne Urtheil und Entschluß. Murat und Ney waren die bravsten Leute, die ich jemals sah; jener aber war ein viel edlerer Karakter als dieser; er war großmüthig und offen, dieser hatte mehr von der canaille.«

1321.

Der Kaiser erfuhr das Schicksal Murats zuerst durch O'Meara. »Die Kalabresen,« rief er aus,

»waren menschlicher, großmüthiger, als diejenigen, welche mich hierher geschickt haben.«

»Murat,« setzte er nach einer Pause hinzu, »wird nicht bedauert werden; er handelte als ein Verräther gegen mich und gegen die Verbündeten, ohne doch sich der Verrätherei gegen mich schuldig zu machen, der man ihn anklagt. Er theilte mir niemals mit, daß er entschlossen sey, sein Königreich zu vertheidigen, noch sagte ich ihm jemals, daß ich die Absicht hätte, die Königreiche Italien und Neapel zu vereinigen, sie ihm zu nehmen und ihn zum Oberaufseher des Reichs zu machen. (Vergl. 1294.) Auf der andern Seite hatte er keinen Grund, sich über den Kaiser von Östreich zu beklagen, der ihn mit Großmuth behandelte und ihm eine Freistätte in Östreich nach eigner Wahl, mit der einzigen Bedingung anbot, das Land nicht ohne Erlaubniß zu verlassen. Was konnte er in dem gegenwärtigen Zustande der Dinge mehr fordern? Ich selbst hätte niemals ein Mehreres in England erwartet. Es war von Seiten des Kaisers Franz eine Handlung der Großmuth; er vergalt Böses mit Gutem, da Murat ihn seiner italienischen Staaten hatte berauben wollen. Murat unternahm eine unsinnige Expedition; er griff Neapel mit 200 Korsen zu einer Zeit an, wo es von 20,000 Östreichern besetzt war.«

1322.

»Wenn man,« sagte der Kaiser, »die Umstände bei der Landung Napoleons und Murats in Frankreich und in Neapel unter sich vergleichen wollte, würde man bald finden, daß ein solcher Vergleich gar nicht zulässig sey. Murat hatte in seiner Sache kein anderes haltbares Argument, als den Erfolg, den er erwartete, und auch dieser war ein bloßer Trugschluß in dem Moment und durch die Art, wie er sie unternahm. Napoleon war von der Nation gewählt und legitim durch ihre neuern Doktrinen; Murat hingegen war kein Neapolitaner, und die Neapolitaner hatten niemals Murat gewählt, war es wohl zu erwarten, daß er bei ihnen ein lebhaftes Interesse erregen könne? Seine Proklamation war ohne Kraft und Wahrheit. Ferdinand von Neapel konnte und durfte ihn nicht anders als einen Aufrührer behandeln.«

»Welch ein Unterschied zwischen ihm und mir! Schon vor meiner Ankunft klopften alle Herzen in ganz Frankreich mir entgegen. Ich landete und meine Proklamation zeigte in jedem Worte gleiche Gefühle. Jedermann las darin, was er in der eigenen Brust empfand. Frankreich war unzufrieden, in mir erkannte es seinen Retter. Man hielt mein Erscheinen für das rechte Mittel gegen die Krankheit. Dies ist der Schlüssel zu der elektrischen Bewegung, die in der Geschichte ohne Beispiel ist. Ihre Quelle entsprang einzig aus der Natur der Umstände. Ein allgemeiner Volksaufstand ohne Verschwörung. Man

sprach kein Wort und doch verstand sich alle Welt. Ganze Völkerschaften strömten auf meinem Wege zusammen. Das erste Bataillon, welches die Freude des Wiedersehens zu mir hinriß, war die ganze Armee. Ich kam nach Paris, die bestehende Regierung mit ihren Helfern verschwand von selbst, wie die Wolken fliehen bei dem Erscheinen der Sonne. Und — wäre es auch nicht gelungen, wäre ich auch sogleich in die Hände meiner Feinde gefallen, so war ich doch nicht blos das Haupt von Aufrührern, sondern ein von ganz Europa anerkannter Souverain; ich hatte meinen Titel, meine Fahnen, meine Truppen, und kam um Krieg zu führen mit meinem Feinde.«

1323.

Der Kaiser befand sich nur kurze Zeit auf St. Helena, als die Bewohner der Insel ihm volle Gerechtigkeit wiederfahren ließen. Die gegen ihn erbitterten Engländer fingen an, von seinem Karakter eine richtigere Idee zu erhalten. Sie gestanden, daß sie sich zu ihrem Erstaunen mit jedem Tage mehr enttäuscht fänden und der Kaiser von dem Napoleon, wie ihn ihre politischen Interessen und der Lügengeist gezeichnet hatten, ganz verschieden sey. Bei allen denen, die näher oder entfernter mit ihm in Berührung kamen, war nur eine Stimme darüber. Bei allen Streitigkeiten mit dem Admiral war diesem mehr als einmal der Ausruf entfahren, daß der Kai-

ser unstreitig der gutmüthigste von der ganzen Gesellschaft, der vernünftigste, der gerechteste, der am leichtesten zufriedengestellte sey.

Einst gestand ein braver Engländer dem Kaiser selbst mit vieler Seelendemuth und gleichsam zur Sühnung, wie er es sich vorwerfe und darüber höchst unzufrieden sey, daß er alles Schändliche, was man über den Kaiser verbreitet, steif und fest geglaubt habe; dessen Erwürgungen, Metzeleien, Wuthanfälle, Gemeinheiten, selbst bis auf die Ungestaltung seiner Person und sein häßliches Gesicht. »Warum,« setzte er hinzu, hätte ich es nicht glauben sollen? »Alle unsere Bücher waren voll davon, aus jedem Munde strömte es über, nicht eine Stimme erhob sich dagegen.«

»Nun denn,« sagte Napoleon lächelnd: »so bin ich also Ihren Ministern für alle diese Artigkeiten Dank schuldig. Sie haben Europa mit Schmähschriften und Pamphlets gegen mich überschwemmt. Vielleicht könnten sie als Entschuldigung anführen, daß sie nur in denselben Ton einstimmten, den sie aus Frankreich herüberschallen hörten; denn wahr ist es, diejenigen der Unsern, die man seitdem auf den Ruinen ihres Vaterlandes hat Freudensprünge machen sehen, ließen es daran nicht fehlen und versorgten sie reichlich.«

1324.

Der Kaiser pflegte in seinem vertrauten Kreise Alles, was ihn umgab, nach und nach zu taufen.

»Die Schlucht, durch welche wir ritten,« erzählt Las Cases, »hieß das stille Thal, der Wirth zu Briars unser Amphytrion; dessen Nachbar Hudson, ein Major von sechs Fuß, unser Herkules; Sir George Cockburn, wenn wir aufgeräumt waren, Monseigneur der Admiral; wenn wir aber verdrießlich waren, der Haifisch, u. s. w.

Bei den gewöhnlichen Spazierwegen, welche wir in der ersten Zeit unsers Wohnsitzes in Longwood vornahmen, hatten wir bald eine regelmäßige Station in der Mitte des Thals angenommen, denn hier hatten wir unter wüsten Felsen ganz unerwartet ein Blümchen entdeckt. Es war uns nämlich unter einem niedern Dache ein liebliches Dirnen-Angesicht von 15 bis 16 Jahren erschienen. Das erstemal hatten wir es in dem alltäglichen Anzuge, der nicht weniger als Wohlhabenheit andeutete, überrascht. Am folgenden Tage zeigte sich jedoch die junge Person recht sorglich geputzt und nun kam uns das liebliche Feldblümchen wie eine ganz gewöhnliche Gartenblume vor. Demungeachtet verweilten wir täglich einige Minuten bei derselben. Sie kam immer einige Schritte näher, um die wenigen Worte zu vernehmen, die der Kaiser an sie richtete oder ihr dolmetschen ließ, und wir ritten dann, in traulichem Gespräch über ihre Reize, unsern Weg weiter. Von dieser Zeit an vermehrte sie unser Namenregister von Longwood; wir nannten sie nicht anders als unsere Nymphe.«

Napoleon brachte diesem Mädchen Glück. Sie hatte eine Art Ruf erlangt und die Neugier der Reisenden

senden auf sich gezogen. Ihr hübsches Gesicht that das Übrige, sie wurde die Frau eines sehr reichen Negocianten, oder Kapitains der indischen Kompagnie.

1325.

Eines Tages fuhr der Kaiser gegen 5 Uhr aus. Der Abend war sehr schön, die Pferde liefen rasch und der Raum war sehr beschränkt. Der Kaiser befahl also, langsamer zu fahren, um den Weg zu verlängern. Als er zurückfuhr und seine Augen dabei auf das Feld fielen, von welchem er durch die Schlucht getrennt war, fragte er, ob man nicht da hinüber kommen könne, um die Spazierfahrt zu verdoppeln. Man antwortete, dies sey unmöglich, und der Rückweg wurde fortgesetzt.

Das Wort unmöglich regte den Kaiser plötzlich auf; er hatte so oft gesagt, dasselbe sey nicht französisch, hatte es auch so oft bewiesen. Er befahl deshalb das Terrain zu untersuchen. Er stieg mit seinen Begleitern aus, die leere Kutsche folgte über die schwierige Stelle, die Hindernisse waren überwunden und er kehrte, als hätte er seine Herrschaft verdoppelt, zufrieden heim.

1326.

Eines Tages ritt der Kaiser ohne Plan umher.

Als er an einem Felde, welches man bearbeitete, ankam, stieg er vom Pferde, nahm zum großen Erstaunen des Pflügers den Pflug und zog selbst eine sehr lange Furche. Dann stieg er wieder zu Pferde.

Nach der Rückkehr von dieser Exkursion wollte er im Garten unter einem Baume frühstücken und sein Gefolge mußte bei ihm bleiben. Er hatte geäußert, daß er ihnen ein kleines Geschenk machen wolle. »Allerdings sehr unbedeutend,« setzte er hinzu, »aber alles hängt von den Umständen ab und in den unsrigen ist es für mich das Scherflein der Wittwe.« Das Geschenk bestand in einem Monatsgehalte für jeden seiner Begleiter, es mußte leider von einer nicht sehr starken Summe genommen werden, die man der Englischen Wachsamkeit entzogen hatte und welche die einzige Hülfsquelle für Napoleon blieb.

»Man kann leicht denken,« sagt Las Cases, »wie theuer uns dieses Geschenk war. Auch benutzte ich den ersten Augenblick, wo ich mich mit dem Kaiser allein befand, um ihm meine Ansichten darüber zu eröffnen, sowie meinen persönlichen Entschluß, von seiner Wohlthat keinen Gebrauch zu machen. Er lachte gewaltig darüber und sagte, als ich darauf beharrte, indem er mich am Ohre zupfte: »Nun wohl, wenn Sie es nicht nöthig haben, so heben Sie es mir auf; ich weiß dann, wo ich etwas finde, wenn ich es brauche.«

1327.

Der Kaiser hatte mehrere Beschwerden über seine Behandlung zu führen; diese erledigten sich aber zum größten Theil durch eine Audienz, welche der Admiral bei ihm hatte. Beide Theile waren sehr zufrieden von einander gegangen.

»Sie können ein sehr geschickter Seemann seyn,« hatte der Kaiser zu dem Admiral gesagt; aber von unserer Lage verstehen Sie doch nichts. Wir bitten Sie um nichts, wir können uns in der Verborgenheit von unsern Leiden und Entbehrungen nähren, uns selbst genug seyn, aber unsere Achtung verdient es doch wohl, daß man sich Mühe um sie gebe.«

Der Admiral berief sich auf seine Instruktion. »Wissen Sie denn aber nicht,« entgegnete der Kaiser, »welche ungeheure Kluft zwischen dem Aufzeichnen der Instruktionen und ihrer Ausführung liegt? Aus der Ferne befiehlt sie Jemand an, der sich selbst dann dagegen setzen würde, wenn er ihre Vollziehung mit ansehen müßte.« — »Wer weiß denn übrigens nicht,« setzte er hinzu, »daß bei dem kleinsten Zweifel, der geringsten Unannehmlichkeit, dem ersten Geschrei der Meinung, die Minister ihre Instruktionen nicht mehr anerkennen, oder in heftigen Tadel ausbrechen, als wenn man sie schlecht verstanden habe.«

In Folge dieser Unterredung war dem Kaiser gestattet, auf der Insel umherzustreifen, der Offizier, der ihm zur Begleitung verordnet worden, sollte nur von weitem eine Art Aufsicht führen; Personen, welche

den Kaiser besuchen wollten, sollten nicht mehr der Erlaubniß des Admirals, sondern nur die des Großmarschalls bedürfen, u. s. w. Als jedoch der Kaiser in Folge dieser Verabredung einen weiteren Ausflug um die Insel zu machen gedachte, hatte der Admiral — vielleicht in Folge neuer Instruktionen — sein Versprechen zurückgenommen, so daß der Kaiser seiner Seits auf jeden Spazierritt verzichtete.

1328.

»Eines Tages,« erzählt Las Cases, »ging der Kaiser mit mir allein im Garten spazieren. Auf einmal naht sich uns mit sichtlicher freudiger Bewegung, jedoch mit offenbarer Furcht, von außen bemerkt zu werden, ein Matrose von etwa 22 bis 23 Jahren, mit einem recht offenen gutmüthigen Gesicht. Er sprach nur Englisch und sagte mir in größter Schnelle: Er habe zweimal schon der Gefahr Trotz geboten, von den Schildwachen entdeckt zu werden und sich ernsthaft vertheidigen zu müssen, um nur den Kaiser in der Nähe zu sehen. Er fügte, indem er ihn nun ganz genau betrachtete, hinzu: er wolle nunmehr gern sterben und bete zum Himmel, daß er, Napoleon, sich recht wohl befinden und einst glücklicher seyn möchte. Ich schickte ihn fort und noch im Abgehen verbarg er sich hinter die Bäume und Hecken, um uns noch länger sehen zu können.«

»Wir erhielten oft dergleichen unzweideutige Pro-

ben des größten Wohlwollens der Seeleute; besonders bildeten die vom Northumberland sich ein, ein näheres Recht an dem Kaiser zu haben. Während unsers Aufenthalts in Briars, wo wir weniger eng eingesperrt waren, streiften sie oft des Sonntags um uns herum und sagten, sie kämen, um ihren Schiffskameraden einmal wieder zu sehen. An dem Tage, wo wir Briars verließen, kam auch einer an die Thür und fragte mich, ob es ihm wohl übel genommen würde, wenn er ein wenig näher trete. Ich erkundigte mich nach seiner Heimat und seiner Religion; statt der Antwort machte er schnell einige Kreuze, zum Zeichen seines engern brüderlichen Einverständnisses. Dann sah er den Kaiser an, der vor ihm stand, blickte zum Himmel auf und sprach, unter einem Aufwand von Geberden, mit sich selbst. Sein großes Gesicht war von Freude belebt und hatte einen halb komischen, halb sentimentalen Ausdruck; indessen konnte man nicht leicht eine innigere Bewunderung, Ehrfurcht, Herzlichkeit und Liebe zeigen. Die Thränen rollten in großen Tropfen über seine Wangen. Sagen Sie dem lieben Herrn, sprach er: daß ich ihm gut bin und daß ich ihm recht viel Glück wünsche. Wir sind ihrer Viele, die so denken, es soll ihm wohl gehen, recht lange wohl gehen!«

Der Kaiser war bei beiden Gelegenheiten recht sehr gerührt. Welche Macht hat doch die Phantasie! rief er aus: wie viel vermag sie über die Menschen? Dies sind Leute, die mich gar nicht kennen, die mich sonst nie gesehen, die nur von mir gehört haben;

wie empfinden sie dennoch und was würden sie für mich thun! Wie sonderbar, daß sich dies in jedem Lande, bei Menschen von jedem Alter, und von jedem Geschlecht wahrnehmen lässet. Das ist wahrer Fanatismus. Ja, die Phantasie beherrscht die Welt!

1329.

Es war am 14. April 1816, als der Generallieutenant, Sir Hudson Lowe nebst Gemahlin, seinem Generaladjutanten Sir Thomas Reade und andern Offizieren in St. Helena anlangte. Der neue Statthalter sandte sofort nach Longwood und ließ ankündigen, daß er am folgenden Morgen um 9 Uhr den General Bonaparte besuchen werde.

Er kam, unter einem starken Regengusse, auch richtig an, indem der Admiral und sein zahlreicher Stab ihn begleiteten. Da Napoleon jedoch um diese Zeit Niemanden anzunehmen pflegte, wurde dem Gouverneur eröffnet, daß der Kaiser unwohl sey, und diesen Morgen keine Besuche empfangen könne. In Verlegenheit darüber, ging der Gouverneur einige Zeit auf und ab und fragte dann, wenn er am nächsten Morgen vorgestellt werden könne. Man bezeichnete ihm die zweite Stunde.

Er fand sich in derselben Begleitung pünktlich ein. Sir G. Cockburn machte ihm den Vorschlag, daß er ihn vorstellen wolle, weil dies die officielle und schicklichste Art seyn würde, ihm die Aufsicht über den

Gefangenen zu übertragen; sie kamen überein, beide zugleich in das Zimmer zu treten. Der Gouverneur war dies zufrieden; als aber nach einigen Minuten die Thür aufging und er hineingerufen wurde, sprang er auf und eilte mit so großen Sätzen in das Zimmer, daß er verschwunden war, ehe Sir Cockburn es bemerkte. Die Thür schloß sich wieder und als der Admiral sich zeigte, bedeutete ihn der Kammerdiener, daß er seinen Namen nicht hätte nennen hören, und ihn also nicht einlassen könne.

Die Audienz, bei welcher das Gespräch meist in italienischer Sprache geführt wurde, dauerte ungefähr eine Viertelstunde, worauf die Stabsofficiere vorgestellt wurden. Der Admiral zeigte sich nicht weiter.

O'Meara erzählt einen Zug, der die Reizbarkeit des Kaisers zu jener Zeit, wo die Wunden des verflossenen Jahres noch frisch bluteten, erkennen läßt. Napoleon glaubte nämlich, der Admiral habe ihn mit dem Gouverneur entzweien wollen, weil er diesen überredet habe, ihm seinen Besuch zu einer Stunde zu machen, wo er, wie der Admiral wissen mußte, Niemanden empfing. »Ich suchte in meinem Unglücke ein Asyl,« sagte er, »und finde statt dessen Verachtung, Mißhandlung und Beschimpfung. Kurz, nachdem ich an den Bord seines Schiffes gegangen war, stand ich vom Tische auf und ging auf dem Verdeck herum, weil ich nicht gewohnt bin, zwei bis drei Stunden zu tafeln, Wein hinunter zu gießen und mich zu betrinken. Indem ich hinausging, sagte er

auf eine verächtliche Art: »»ich glaube, der General hat niemals Lord Chesterfield gelesen.«« Er wollte damit zu verstehen geben, daß es mir an guter Sitte gebreche und ich nicht wisse, wie lange man sich bei Tische aufhalten müsse.«

1330.

Sir Hudson Lowe hatte in Italien zur hohen Polizei gehört und war ein sehr thätiges Werkzeug gegen Napoleon gewesen. Dieser erzählte eine Menge Anekdoten, wie Sir Hudson von seinen Spionen aufs greulichste angeführt worden war, indem dieselben gleichzeitig im Solde Frankreichs standen. Im Jahre 1814 hatte Sir Hudson sich als Englischer Kommissar im Lager des Fürsten Blücher befunden und that sich nicht wenig auf die Rathschläge zu gute, die er diesem General gegeben haben wollte.

Sir Hudson war ein Mann von ungefähr 45 Jahren, gewöhnlichen Wuchses, mehr klein als groß, mager und trocken, rothen Gesichts und Haares, mit Kupferflecken, schiefen Augen, die immer seitwärts, selten geradezu Jemand ansahen, von brennend blonden, dicken und weit vorstehenden Augenbraunen bedeckt.

»Er ist häßlich,« sagte der Kaiser, »ein Galgengesicht. Aber wir wollen noch nicht über ihn absprechen; sein Benehmen kann Alles wieder gut ma-

chen, was das Gesicht Unangenehmes hat, das wäre gar nicht unmöglich.«

Die Gemahlin des Gouverneurs war schön, liebenswürdig, vielleicht etwas theatralisch. Er hatte sie kurz vor seiner Abreise aus Europa geheirathet; es hieß in der Absicht, ihn bei den vorseyenden Honneurs der Kolonie zu unterstützen. Sie war die Wittwe eines Offiziers aus dem früheren Regimente des Sir Hudson, und Schwester eines bei Waterloo gebliebenen Obersten.

1331.

Bald nachher gelang es Sir Hudson Lowe, eine zweite Audienz beim Kaiser in dessen Schlafzimmer zu erlangen. Er begann mit dem Vorschlage, daß Napoleon seinen Arzt, O'Meara, entlassen und sich dagegen seines (des Gouverneurs) Arztes bedienen möge. Der abschläglichen Antwort ungeachtet kam er dreimal auf denselben Gegenstand zurück.

»Ich erinnere mich nicht,« sagte später der Kaiser, »ein Gesicht, ähnlich dem seinigen, je gesehen zu haben. Er saß meinem Sopha gegenüber auf einem Stuhle und auf dem kleinen Tische zwischen uns stand eine Tasse Kaffee. Von seiner fatalen Physiognomie gleichsam behext, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, seine Blicke hätten den Kaffee vergiftet; ich befahl Marchand, ihn zum Fenster hinauszugießen, denn unter keinen Umständen hätte ich ihn hinunter zu schlucken vermocht.«

1332.

Der Gouverneur hatte eine französische Bibliothek von etwa 2000 Bänden mit nach St. Helena gebracht und erbot sich sehr artig, diese Bücher dem Kaiser zur Lektüre zu leihen. Die ersten beiden Bände, welche er ihm schickte, waren — zwei dicke Schmähschriften auf Napoleon.

Gleichzeitig sagte er zu Las Cases und dessen Gefährten: die Gegend sey schön und sie hätten es doch bei alledem nicht so übel. Als Jene dagegen bemerkten, daß es in diesem brennenden Klima ganz an Schatten fehle, und kein einziger Baum vorhanden sey, antwortete er: »Man wird welche pflanzen.«

1333.

Der Kaiser wollte in den Tagen seines Unglücks von redlichen Leuten umgeben seyn und dieses Bedürfniß war natürlich. Als daher Hudson Lowe sein Spion=System einführte, mußte Napoleon fürchten, daß er O'Meara, der doch ein Englischer Offizier war, auf seine Seite zu bringen suchte.

Im Momente dieses Argwohns äußerte er also gegen O'Meara: »Sagen Sie mir aufrichtig, wie es einem Ehrenmanne zukommt: in welcher Lage Sie sich diesem Gouverneur gegenüber zu befinden gedenken? Ob Sie sich als meinen Arzt, oder als den Arzt von Gefangenen betrachten? Ob Sie Befehle

haben, von Allem, was mich betrifft oder bei mir gesprochen wird, Bericht abzustatten? Antworten Sie mir ohne Rückhalt.«

O'Meara entgegnete, er betrachte sich als seinen Arzt und als den Arzt seines Gefolges; er habe keine andern Befehle empfangen, als den: schleunig Anzeige zu machen, Falls Napoleon ernstlich krank werden sollte, damit sogleich andere Ärzte mit Rath und That zugezogen werden könnten.

Napoleon bemerkte, daß diese andern Ärzte doch nicht ohne seine Einwilligung herbeigerufen werden würden. »Wären Sie,« fuhr er fort, »zum Arzte von Gefangenen ernannt, und hätten Sie den Befehl, alle meine Worte dem Gouverneur zu hinterbringen, den ich für ein capo di spione halte; ich würde Sie nie wiedersehen. Glauben Sie nicht, daß ich einen Verdacht auf Sie werfe; nichts berechtigt mich dazu; Sie haben mir Freundschaft und Achtung eingeflößt und ich konnte Ihnen dies am besten dadurch bethätigen, daß ich Sie aufrichtig um Ihre eigene Lage befragte.« — »Wenn ich wirklich ernstlich krank bin,« fügte er hinzu, »dann theilen Sie mir Ihre Meinung mit und fragen Sie mich um meine Einwilligung wegen Zuziehung anderer Ärzte. Aus den Händen des Arztes, den mir dieser Gouverneur neulich in meiner Krankheit schickte, möchte ich nichts genießen. Ich verstand wohl, daß er mir vorschlug, es sollte ein Offizier in meine Kammer kommen, wenn ich mich nicht herausbewegte.«

»Wer es versuchen sollte,« äußerte er mit vieler

Bewegung, »ohne meine Einwilligung in mein Zimmer zu dringen, den will ich zur Leiche machen, so bald er hereintritt. Wenn er jemals wieder Brot und Fleisch ißt, so will ich nicht Napoleon seyn. Dies ist mein Entschluß; ich weiß, daß er meinen Tod zur Folge haben wird, denn ein Einzelner vermag nichts gegen die Übermacht. Ich sah dem Tode zu oft ins Auge, als daß ich ihn fürchten sollte. — — Ich sagte diesem Gouverneur vor einigen Tagen, daß er mich auf die obige Weise leicht expediren könnte; auch daß er meine Einsamkeit mir nicht durch seine gehässige Gegenwart verbittern solle. Ich habe Tartaren, Kosaken und Kalmücken gesehen, aber niemals sah ich eine so fatale, abschreckende Physiognomie wie die seinige.«

Von jetzt an hielt sich Napoleon immer 4 bis 5 Paar geladene Pistolen und einige Degen in seinem Zimmer, mit welchen er den Ersten getödtet hätte, der gegen seinen Willen hereingedrungen wäre.

1334.

Über den Selbstmord sagte Napoleon auf St. Helena: »Es ist stets mein Grundsatz gewesen, daß mehr wahrer Muth darin liege, das Elend und Unglück, das uns trifft, zu ertragen, und ihm Widerstand entgegen zu setzen, als sich selbst aus der Welt zu schaffen. Dies ist die That eines unglücklichen Spielers oder eines zu Grunde gerichteten Prassers,

und ein Mangel an Muth, anstatt ein Beweis davon zu seyn.«

In Bezug auf sich selbst fügte er hinzu: »Die Englische Regierung irrt, wenn sie glaubt, sie würde meine Geduld dadurch ermüden und mich zum Selbstmorde verleiten, daß sie gierig jedes Mittel ergreift, mich zu quälen, daß sie mich hierher sendet, mich aller Verbindung mit meinen nächsten und theuersten Anverwandten beraubt, mir unnütze und ärgerliche Beschränkungen auflegt, die alle Tage drückender werden, und mir endlich den Auswurf der Menschheit zu Hütern giebt. Sie irrt sich. Auch wenn ich des Selbstmordes fähig wäre, würde ich den Gedanken daran um deswillen von mir weisen, weil die Ausführung der Englischen Regierung angenehm wäre.«

1335.

Aus einer späteren Zeit, vom 10. August 1820, datiren sich folgende Gedanken des Kaisers über den Selbstmord:

»Hat ein Mensch das Recht, sich selbst zu tödten? Ja, wenn sein Tod Niemanden beeinträchtigt, und das Leben ein Übel für ihn ist. Wann ist das Leben für den Menschen ein Übel? Wenn es ihm nur Leiden und Ungemach bietet. Da aber Leiden und Ungemach jeden Augenblick wechseln, so ist kein Zeitpunkt im Leben, wo der Mensch das Recht hätte, sich zu tödten: der Zeitpunkt wäre erst in der Todes-

stunde selbst eingetreten, weil er erst dann die Überzeugung gewonnen hätte, sein Leben sey nur ein Gewebe von Übeln und Schmerzen gewesen.

Es giebt keinen Menschen, der nicht, wenn er der Last des Seelenleidens erlag, mehr als einmal im Leben Lust bekommen hätte, sich umzubringen; keinen, der nicht nach wenigen Tagen, in Folge der mit seiner Stimmung und den äußern Umständen vorgegangenen Veränderungen, es bereut hätte.

Einer, der sich Montags umgebracht, hätte Sonnabends gern gelebt, und man bringt sich doch nur einmal um. Das Leben des Menschen besteht aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; das Leben muß also ein Übel für ihn seyn; wo nicht für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, so doch für Gegenwart und Zukunft. Ist es aber nur für die Gegenwart ein Übel, so opfert er die Zukunft. Die Leiden eines Tages berechtigen ihn nicht, sein zukünftiges Leben aufzuopfern; nur der Mensch hätte das Recht sich zu tödten, für den das Leben ein Übel wäre, und der gewiß wüßte (was er aber unmöglich wissen kann), daß es immer so seyn wird, daß es sich niemals, weder durch veränderte Umstände und Lagen, noch durch Angewöhnung und die Länge der Zeit anders gestalten wird, und dies ist wiederum unmöglich.

Ein Mensch, welcher der Last der gegenwärtigen Leiden erliegt und sich tödtet, begeht ein Unrecht gegen sich selbst; er gehorcht aus Verzweiflung und Schwäche einer augenblicklichen Laune und opfert dieser seine ganze zukünftige Existenz auf.

Der Vergleich mit einem brandigen Arm, den man abnimmt, um den Körper zu retten, taugt nicht: wenn der Wundarzt den Arm abnimmt, so weiß er gewiß, daß sonst der Körper zu Grunde gehen müßte. Dies ist keine Gefühlssache, es ist etwas Wirkliches; bringen aber die Leiden des Lebens den Menschen zum Selbstmord, so macht er nicht nur seinen Leiden ein Ende, sondern er zerstört auch die Zukunft: ein Mensch wird es nie bereuen, daß er sich den Arm abnehmen lassen; es kann und wird ihn fast immer gereuen, daß er sich umgebracht.«

1336.

Der Kaiser schilderte eines Tages dem Grafen Las Cases alle die Nachtheile, die aus der Schwäche und Leichtgläubigkeit der Fürsten hervorgehen; die Intriguen, die in den Palästen dadurch genährt werden, die Unbeständigkeit, welche aus dieser Quelle entspringt. Er zeigte, daß ein solcher Fürst der Gewandtheit der Höflinge und der Verleumdung unmöglich entrinnen könne. Dies Alles war die Einleitung zu folgendem karakteristischen Zuge.

»Ich will Ihnen einen Beweis davon geben,« sagte er: »Sie da, Sie, der Sie Alles verlassen haben, um mir hierher zu folgen; Sie, dessen Ergebenheit so edel und so rührend ist; was denken Sie wohl gethan zu haben, wer glauben Sie zu seyn? Sie sind ein Altadlicher, ein Emigrant, ein Agent

der Bourbons und im Einverständniß mit den Engländern: Sie haben das Ihrige dazu beigetragen, daß ich in ihre Hände gefallen bin, und sind mir nur hierher gefolgt, um mich zu beobachten und zu verkaufen. Ihre große Entfernung von dem Gouverneur und seine so große Erbitterung gegen Sie ist nichts als eine verabredete Maske, um Ihr Spiel desto besser zu verbergen.«

»Sie lachen,« fuhr der Kaiser fort, »und doch versichere ich Sie, daß ich nicht erfinde, daß ich nur das Echo von dem bin, was man versucht hat, bis hieher gelangen zu lassen.

»Und wie soll es nun möglich seyn,« sprach er weiter, »daß ein Kopf, der ohne Scharfsinn, oder gar schwach und leichtgläubig ist, durch dergleichen Zuflüsterungen und Verkettungen nicht irre gemacht wird. Sehen Sie, wenn ich nicht etwas mehr wäre, als der größte Theil der legitimen Herren, so hätte ich mich wohl schon längst um Ihre liebevolle Sorgfalt für mich betrogen und zugleich Ihr Herz dahin gebracht, in weiter Ferne den Gram verschmerzen zu müssen, den der Undank erzeugt. Arme unglückliche Menschheit! Auch auf der Spitze eines Felsen ist man nicht sicherer als in dem fürstlichen Gemache. Überall wie hier! Der Mensch bleibt immer Mensch!«

1337.

Als die Rede davon war, daß Longwood entweder vergrößert oder ein anderes Haus gebaut werden

sollte,

sollte, und O'Meara im Auftrage des Gouverneurs den Kaiser fragte, welchen Theil der Insel er vorziehen würde? — erwiederte er: »In diesem Hause, oder an diesem traurigen Orte ist nichts zu verbessern; ich hasse dieses Longwood; sein Anblick bringt mich zur Melancholie. Er mag mich an einen Ort bringen, wo Schatten, Regen und Wasser ist. Hier bläst entweder ein wüthender Wind und jagt mir Regen und Nebel unter die Nase, daß mir das Herz zerreißen möchte, oder die Sonne verbrennt mir das Gehirn. Wenn er wirklich etwas für mich thun will, so mag er mich auf die Seite der Insel schicken, wo Plantation-House (die Wohnung des Gouverneurs) ist. Was nützen mir seine Vorschläge, da er nichts thut! Alle seine Vorschläge sind Täuschungen. Wie Sie sehen, bin ich genöthigt gewesen, meine schmutzigen Fenster-Vorhänge durch ein paar Bett-Tücher zu ersetzen, weil ich reine nicht erlangen konnte. Er ist ein trauriger Mensch und zum Herrscher auf dieser traurigen Insel geboren. Er ist gut für ein capo di sbirri, aber nicht für einen Gouverneur.«

Als Sir Hudson Lowe dem Kaiser auch den Gebrauch der Zeitungen wesentlich beschränkte, äußerte dieser: »Ein Mann, der diese Stelle einzunehmen hat, sollte ein Mann von großer Artigkeit und zugleich von großer Festigkeit seyn; er muß über eine abschlägliche Antwort sanft hingleiten können und das Elend derer, die seiner Aufsicht unterworfen sind, zu lindern verstehen, statt daß Dieser sie ewig daran erinnert. Man schickt als Gouverneur einen Unbe-

kannten, der nie kommandirte, weder Ordnung noch System kennt, sich weder Gehorsam zu verschaffen, noch sich zu benehmen weiß; einen Mann, der immer unter Räubern gelebt zu haben scheint.«

1338.

Am 6. Mai 1816 kam das Transportschiff Adamante auf St. Helena an. Es hatte die Insel verfehlt und gehörte zu einem Convoy, dessen übrige Fahrzeuge schon fast seit einem Monate eingelaufen waren. »Auf diesem Schiffe,« erzählt Las Cases, »befand sich der berühmte Palast von Holz, womit wahrscheinlich die Zeitungen von ganz Europa angefüllt waren. Sie brachten zugleich die kostbaren Möbeln, die glänzenden Effekten, von denen eben diese Zeitungen so viel gesprochen haben. Der Holz-Palast war nichts als eine Anzahl roher Bretter, womit man hier nichts anfangen kann, und die, um zweckmäßig angewendet zu werden, einen Zeitraum von mehrern Jahren erfordern würden. Mit den übrigen Dingen ist es eben so. Das Ausposaunen, der Pomp und die Pracht war mithin für Europa; das Wahre und Erbärmliche für St. Helena.«

1339.

Die Ankunft des hölzernen Palasts machte eine Audienz des Gouverneurs bei dem Kaiser nöthig,

von welcher der letztere sagte: »Ich habe ihn heute mit meinem Sturmgesichte angenommen, den Kopf gesenkt und das Ohr gespitzt. Wir sahen einander an, wie zwei Böcke, die sich eben stoßen wollen, und meine innere Bewegung mußte sehr heftig seyn, denn ich fühlte deutlich, wie meine linke Wade zitterte. Das ist ein großes Zeichen bei mir und seit langer Zeit war es mir nicht vorgekommen.«

Der Gouverneur hatte den Kaiser verlegen und mit abgerissenen Redensarten angesprochen, und ihm von den angekommenen Holzarbeiten gesagt. Der Kaiser antwortete erst durch Schweigen und durch eine sehr ausdrucksvolle Bewegung der Hand. Jener ging nun zu andern Gegenständen über, worauf ihm der Kaiser mit Wärme entgegnete, daß er nichts von ihm wünsche, nichts begehre und ihn blos bitte, ihn in Ruhe zu lassen; daß, wenn er sich auch über den Admiral zu beklagen gehabt, er doch stets dessen Herzen habe Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er diesen Britten in seinen Unfällen doch stets mit vollem Vertrauen bei sich gesehen habe, daß dies jetzt nicht mehr derselbe Fall sey, und daß er seit einem Monate, wo er sich in andern Händen befinde, mehr gepeinigt worden, als während der ganzen übrigen 6 Monate, die er bereits auf der Insel zubringe.

Der Gouverneur deutete darauf hin, wie er nicht hergekommen sey, um Belehrungen anzuhören.

»Es ist nicht mein Fehler,« erwiederte der Kaiser, »daß Sie dergleichen nöthig haben. Sie haben erklärt, mein Herr, Ihre Instruktionen wären weit

härter, als die des Admirals. Soll ich nach denselben durchs Schwert oder durch Gift sterben? Ich bin Seitens Ihrer Minister auf Alles gefaßt. Da bin ich! Schlachten Sie Ihr Opfer! Ich begreife nicht, wie Sie es mit dem Gifte anfangen wollen; aber um mich durchs Schwert zu tödten, dazu haben Sie schon ein Mittel gefunden. Geschieht es wirklich, wie Sie mir haben drohen lassen, daß Sie das Innere meiner Wohnung verletzen, so sage ich es Ihnen im Voraus, daß das brave 53ste Regiment nur über meinen Leichnam eindringen soll. — Als ich Ihre Ankunft erfuhr, freute ich mich, mit einem General von Landtruppen zu thun zu haben, der, da er auf dem Kontinent und bei vielen Schlachten gegenwärtig gewesen, in Bezug auf mich die passendsten Maßregeln zu ergreifen, wohl verstehen werde. Ich habe mich abscheulich betrogen.«

Der Gouverneur erwiederte, wie er Militair im Sinne und Interesse seiner Nation sey.

»Ihre Nation,« entgegnete der Kaiser, »Ihre Regierung, Sie selbst werden sich in Bezug auf mich mit Schande bedecken. Ihre Kinder werden diese theilen. So wird es die Nachwelt wollen. Gab es je eine ausgesuchtere Grausamkeit, mein Herr, als die Ihrige, indem Sie mich vor wenigen Tagen unter der Bezeichnung des Generals Bonaparte zur Tafel luden*), um mich dem Gelächter und der Be-

*) Diese Einladung war wirklich erfolgt. Der Kaiser und seine Gefährten bemitleideten die Albernheit des Gouverneurs und ließen sie unbeantwortet.

lustigung Ihrer Gäste auszusetzen? Maßen Sie Ihre Achtung nach dem Titel, den Sie mir gütigst verliehen? Ich bin für Sie nicht der General Bonaparte; es kommt weder Ihnen noch irgend Jemanden auf der Erde zu, mir die Bezeichnungen zu rauben, die ich mein nennen darf. Sie haben, wie man mir sagt, Offiziere ihres Generalstabes mir anbieten lassen, um mich statt des einfachen Offizieres, der in Longwood steht, auf der Insel zu begleiten. Mein Herr, wenn der Soldat die Feuertaufe in den Schlachten erhalten hat, so ist jeder derselben in meinen Augen gleich; nicht die Farbe ist es, die mir unangenehm fällt, sondern die Verpflichtung, sie zu sehen und dadurch gleichsam den Punkt, gegen den ich doch kämpfe, stillschweigend anzuerkennen. Ich bin kein Kriegsgefangener, ich brauche mich also den Regeln, die daraus folgen würden, nicht zu unterwerfen. Nur durch den schändlichsten Mißbrauch des Vertrauens befinde ich mich jetzt in Ihren Händen.«

Beim Fortgehen bat der Gouverneur um die Erlaubniß, dem Kaiser seinen militairischen Sekretair vorstellen zu dürfen. Der Kaiser antwortete aber, daß dies ganz unnöthig sey, und daß dieser Offizier, wenn er einiges Zartgefühl besitze, sich darnach nicht sehnen werde. Überhaupt könne zwischen den Kerkermeistern und den Gefangenen kein Verhältniß eines geselligen Vereins stattfinden u. s. w.

Der Gouverneur hatte sich, wie der Kaiser erfuhr, ausgelassen: »Napoleon hat sich nicht begnügt, sich ein eignes Frankreich, ein eignes Spanien, ein

eignes Polen zu schaffen; er will sich auch noch ein eignes St. Helena nach seiner Phantasie bilden.« Der Kaiser lachte sehr über diese Bemerkung, die ursprünglich dem Abbé de Pradt angehört.

1340.

Am 29. Mai (1816) erhielt der Kaiser einen Brief, der aus Europa für ihn angekommen war. Er las ihn, seufzte, las ihn wieder, zerriß ihn und warf ihn unter den Tisch. Der Brief war nämlich offen angelangt. Er blätterte hierauf in den Zeitungen, dann unterbrach er sich nach einigen Minuten plötzlich und sagte: »Er war von meiner armen Mutter — sie befindet sich wohl und will zu mir kommen!« — Diese Nachrichten, die ersten, welche der Kaiser über seine Familie erhielt, waren von der Hand des Kardinal Fesch, und es schmerzte den Kaiser sichtlich, daß er sie offen erhalten hatte.

1341.

»Es war eine Zeit,« sagte einst der Kaiser, »in welcher nichts Schlechtes geschah, was ich nicht gethan haben sollte. Ich ließ zu Paris Klebern in Ägypten umbringen; bei Marengo erschoß ich Desaix; ich erdrosselte die Gefangenen, oder schnitt ihnen die Kehlen ab; ich vergiftetete Hoche, ich nahm den Papst

bei den Haaren und beging Tollheiten dieser Art zu Hunderten.«

»Da ich aber dergleichen Dinge auch nicht im mindesten beachtete, so gingen diese Modegerüchte vorüber und ich sehe nicht, daß meine Nachfolger sehr eifrig gewesen sind, sie wieder aufzuwärmen, obschon, wenn nur ein einziges jener Verbrechen wirklich begangen worden wäre, die Beweismittel, die Thäter, die Mitschuldigen ꝛc. in ihren Händen seyn müßten.«

»Bei alle dem ist die Macht der Verläumdung, so abgeschmackt diese auch seyn mag, doch so groß, daß die Menge vielleicht alle diese Dinge geglaubt hat und Viele davon sie auch noch jetzt glauben. Anders aber verhält es sich glücklicher Weise mit der Geschichte; sie urtheilt nach Gründen der Vernunft.«

1342.

Als von der Freiheit oder Beschränkung der Presse die Rede war, äußerte der Kaiser, daß sich darüber nichts entscheiden lasse, die Sache aber auch keine halben Maßregeln erlaube. »Es ist,« sagte er, »nicht das Prinzip an sich selbst, was die größten Schwierigkeiten macht, sondern die Ausführung, oder die Umstände, unter denen man von diesem, im abstrakten Sinne genommenen Grundsatze Anwendung zu machen hat.« Er neigte sich mehr auf die Seite der unbeschränkten Freiheit, wenn er gleich zu manchen Zeiten entgegengesetzt handelte.

»Es giebt,« sagte er, »heut zu Tage Einrichtungen — und die Preßfreiheit gehört darunter — bei denen es nicht mehr darauf ankommt, zu entscheiden, ob sie gut sind, sondern ob es noch möglich sey, den Strom der Meinung davon zurückzuhalten. Die Verweigerung der Preßfreiheit in einem repräsentativen Staate würde ein beleidigender Widerspruch, eine Tollheit seyn. Auch habe ich, bei meiner Rückkehr von Elba, der Presse nicht den mindesten Zwang auferlegt und doch glaube ich nicht, daß sie etwas zu meinem zweiten Falle beigetragen hat. Wenn im Staats-Rath die Rede davon war, wie wohl die Autorität gegen die Presse geschützt werden könne? erwiederte ich im Scherz: Sie meine Herren, sind es wahrscheinlich, die dagegen in Sicherheit gesetzt werden sollen; denn was mich selbst betrifft, bin ich darüber jetzt ganz unbekümmert. Die Presse hat sich während meiner Abwesenheit über mich erschöpft. Ich behaupte, sie kann nichts Neues und Pikantes mehr über mich vorbringen.«

1343.

In den Jahren vor der Stiftung des Kaiserthums war Bonaparte, wie wir gesehen haben, nicht unempfindlich gegen Schmähschriften und gegen die heftigen Ausfälle der Englischen Journale. Dies scheint in der menschlichen Natur gegründet; man muß erst jene Höhe erreicht haben, auf der man sicher steht,

wenn man offenen Schmähungen die gebührende Verachtung entgegenstellen soll. Diese Höhe erreichte Napoleon auf dem Throne.

Von jetzt ab ging er seinen Weg, ohne sich an das Geschrei bestochener oder hungriger Schriftsteller zu kehren. In diesem Sinne gereichten ihm denn auch noch auf St. Helena die Schmähschriften, welche der Gouverneur ihm geflissentlich zukommen ließ, zum Vergnügen und zur Belustigung.

»Von alle den Schmähschriften,« sagte er, »womit die Englischen Minister Europa überschwemmt haben, wird nicht eine auf die Nachwelt kommen. Unter der Regierung Ludwigs XIV., und sogar unter Heinrich IV., erschien eine Flut von Schmähschriften, wovon man jetzt nicht eine einzige mehr finden kann. Die Arbeiten der Elenden, deren sich die Englischen Minister bedienen, um über den Ruin ihres eignen Landes hinwegzugaukeln, werden auf ähnliche Art untergehen. Wenn man mich aufforderte, Antworten zu schreiben, oder schreiben zu lassen, würde ich erwiedern: Noch ein Sieg, noch ein Denkmal ist die beste Antwort. Man würde gesagt haben, ich hätte sie für Geld schreiben lassen, und dies hätte meinem Rufe geschadet. Die Nachwelt wird nach Thatsachen urtheilen; die Verleumdung hat all ihr Gift über mich ausgegossen. Sobald die erste Wuth sich gelegt hat werden nur noch Narren und Böswillige meine Feinde seyn. Wenn man keine Spur mehr von diesen Schmähschriften findet, werden die großen Arbeiten und Denkmäler, die ich ausführte,

der Gesetz-Kodex, den ich ins Daseyn rief, auf die spätesten Geschlechter übergehen, und künftige Geschichtschreiber werden das Unrecht rächen, das meine Zeitgenossen mir zufügten.«

1344.

Der Kaiser las zuweilen in der Bibel und namentlich im Neuen Testament. Seine Umgebungen waren darüber verwundert, und äußerten, Niemand würde dies für möglich halten, weil Viele annähmen, daß er an nichts glaube. Der Kaiser lachte und sagte: »Dies ist dennoch nicht wahr; ich bin weit entfernt, ein Atheist zu seyn. Bei allen Ungerechtigkeiten und Betrügereien der Religionslehrer, die ewig fort predigen, daß ihr Reich nicht von dieser Welt ist, und doch Alles an sich reißen, was sie erreichen können, that ich während meiner Regierung Alles, um die Religion wieder herzustellen. Aber ich wünschte sie zur Grundlage und zur Stütze der Moralität und der guten Grundsätze zu machen, und ihr nicht die Herrschaft über die menschlichen Gesetze einzuräumen. Der Mensch bedarf etwas Wunderbares. Es ist besser für ihn, dieses in der Religion zu suchen, als bei Wahrsagern und andern Betrügern. Auch ist die Religion ein großer Trost und eine Zuflucht für diejenigen, die sie besitzen; kein Mensch kann sagen, was er in seinem letzten Augenblicke thun wird.«

1345.

Die Iliade hielt Napoleon, wie die Genesis und die Bibel für das Zeichen und Unterpfand der Zeit. »Homer,« sagte er, »war bei seiner Schöpfung Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Gesetzgeber, Geograph, Theolog; — er war der Encyclopädist seines Zeitalters. Er ist unnachahmlich. Der Pater Hardouin, der es wagte, dieses heilige Alterthum anzutasten und zu behaupten, daß es von einem Mönche des 10ten Jahrhunderts herrühre, beging eine Dummheit.«

Der Kaiser hatte sich von den Schönheiten dieses Werks nie so ergriffen gefühlt, als in seinem jetzigen Exil und die Empfindungen, welche es in ihm erweckte, waren ihm der sicherste Beweis für die Richtigkeit des allgemeinen Beifalls. Am auffallendsten war ihm die Rohheit der Sitten bei jener Vollkommenheit der Begriffe. »Man sieht,« sagte er, »die Helden ihr Vieh schlachten und es mit eigner Hand zubereiten; bald darauf hört man sie Reden halten mit einer seltenen Beredsamkeit und großen Bildung des Geistes.«

1346.

In seinen jüngeren Jahren scheint Napoleon von Homer ganz andere Begriffe gehabt zu haben.

Während der Überfahrt nach Ägypten ließ er sich

durch Arnault die Odyssee vorlesen, auf die er sehr begierig war.

»Ich las laut vor,« erzählt Arnault, »wie die Freier der Penelope ihr den Hof machend, das Erbtheil des klugen Ulysses verzehrten, sowie das des jungen Telemachs, und der Gattin Mitgift; wie sie Ochsen gewürgt, zerlegt, gebraten oder gekocht und sich an seinem Wein gelabt hätten.«

»Ich kann nicht beschreiben, wie sehr diese naive Schilderung der alten Sitten meinen Zuhörer belustigte. Und das gebt Ihr für schön aus! sagte er. Diese Helden da sind ja weiter nichts, als Landstreicher und Fricoteurs! Wenn sich unsre Küchenjungen im Felde so betrügen, ließe ich sie erschießen. Das sind mir wunderbare Könige!«

»Alle meine Bemühungen, ihm bemerklich zu machen, wie die Einfachheit dieser Gemälde durch den Adel des Ausdrucks gehoben werde; daß man dieselben nach dem Zeitalter, dem sie angehörten, und nicht nach dem unsrigen beurtheilen müsse; daß die Treue der Schilderung, auf welche sich seine Kritik bezöge, nicht ihr geringstes Verdienst wäre; daß die Könige jener Zeit nicht reicher und mächtiger gewesen seyen, als die Barone des Mittelalters — ich konnte ihn durchaus nicht zu meiner Ansicht bewegen. Und das nennt ihr Poeten erhaben! erwiederte er lachend. Welcher Unterschied zwischen Eurem Homer und meinem Ossian! Lassen Sie uns Ossian lesen.«

»Er nahm ein wunderschön eingebundenes Exemplar von Ossian, welches auf dem Tische neben sei-

nem Bette lag, wie ehemals Homer neben dem Bette Alexanders, und fing an, Temora, sein Lieblingsgedicht zu lesen oder vielmehr zu deklamiren.«

»Diese Gedanken, Gefühle, Bilder, sagte er, sind doch weit edler, als die ewigen Wiederholungen Eurer Odyssee. Hierin liegt noch Größe und Erhabenheit. Ossian ist ein Dichter, Homer nur ein Schwätzer.«

1347.

Über Molières Tartäffe äußerte der Kaiser: »Unstreitig ist das Ganze ein Meisterstück, eins der großen Werke eines unnachahmlichen Genie's. Aber bei alle dem ist dieses Stück so beschaffen, daß ich mich gar nicht wundere, wie es in Versailles der Gegenstand so wichtiger Verhandlungen ward, und weshalb Ludwig XIV. so großes Bedenken dabei trug. Müßte ich mich über etwas wundern, so wäre es dies, daß er es überhaupt noch spielen ließ. Es stellt meiner Meinung nach die Frömmigkeit unter so verhaßten Farben dar, eine gewisse Scene darin gewährt einen so entschiedenen und so ausgesprochen unanständigen Auftritt, daß ich für meinen Theil gar keinen Anstand nehme, zu bekennen, daß, wenn das Stück zu meiner Zeit geschrieben worden wäre, ich die Aufführung nie erlaubt haben würde.«

1348.

Der Kaiser bemühte sich, das Gedicht Charlemagne von seinem Bruder Lucian durchzulesen. »Welche verlorne Arbeit und Zeit und Anstrengung des Geistes!« rief er aus. »Welch' ein verkehrter Geschmack, welche schlechte Wahl! Da sind 20,000 Verse, von denen manche, so viel ich davon verstehe, recht gut seyn können; aber sie sind ohne Farbe, ohne Zweck, ohne Nutzen. Der Verfasser fühlte ohne Zweifel einen Drang, dem er nicht widerstehen konnte; aber hier ist dieser Beruf schlecht erfüllt. Hat denn Lucian, mit allem seinem Verstande, sich nicht gesagt, daß Voltaire zu Paris, mitten im Allerheiligsten, bei einer ähnlichen Unternehmung scheiterte? Hat Lucian wirklich geglaubt, es sey möglich, ein französisches Gedicht in einem fremden Lande, entfernt von der Hauptstadt Frankreichs, zu machen? Konnte er sich wohl einbilden, daß er im Stande sey, einen neuen Rhythmus einzuführen? — Er hat da eine Geschichte in Versen, aber kein episches Gedicht gemacht. Das epische Gedicht beschäftigt sich nicht mit der Geschichte eines einzelnen Menschen — sein Gegenstand ist eine große Leidenschaft, eine Begebenheit. Und welche Wahl hat er hierbei getroffen? Welche barbarische Namen kommen hierbei zum Vorschein? Glaubte er vielleicht der Religion wieder aufzuhelfen, die er für gesunken hielt? Sollte etwa sein Gedicht eine Reaktion in Versen seyn? Man riecht den Boden, auf dem es geschrieben ist; nichts als Gebete, Priester, zeitliche Herrschaft des Papstes.«

»Wie konnte er 20,000 Verse zu Albernheiten bestimmen, die nicht mehr an der Zeit sind, zu Vorurtheilen, denen er nicht huldigen kann? Das nenn' ich sein Talent prostituiren. Welche Querköpfigkeit! Wußte er nichts Besseres zu thun? Er hat doch gewiß Verstand und Tüchtigkeit zum Arbeiten. Er war zu Rom, mitten unter den reichsten Materialien, leicht im Stande, überall Nachsuchungen zu thun; er verstand die italienische Sprache. Wir haben keine gute italienische Geschichte, er konnte sie schreiben. Bei seinem Talente, seiner Stellung, seiner Geschäftskenntniß, seinem Range, konnte er etwas ganz Vortreffliches, Klassisches liefern; er hätte damit der Welt ein wahres literarisches Geschenk und sich selbst unsterblich gemacht. Was ist nun dagegen sein Gedicht? Was kann es zu seinem Ruhme beitragen? Bald wird es in dem Staube der Bibliotheken begraben seyn und der Verfasser wird höchstens einige kleine, vielleicht lächerliche Artikelchen in den biographischen und literarischen Wörterbüchern davon tragen. Konnte aber Lucian seiner Bestimmung, Verse zu machen, gar nicht widerstehen, nun, so war es seiner würdig und für ihn passend und schicklich, ein prachtvolles Manuscript davon fertigen, es mit kostbaren Zeichnungen ausschmücken und reich einbinden zu lassen, hernach aber dann und wann die Augen der Damen damit zu ergötzen, von Zeit zu Zeit einige Tiraden daraus zum Besten zu geben und dafür zu sorgen, daß man es unter seinem Nachlasse mit dem Verbote finde, es jemals ins Publikum zu bringen. So

wäre sein Genuß bei der Sache allenfalls begreiflich gewesen.«

1349.

Über die Schriften der Frau v. Maintenon äußerte der Kaiser: »Ihr Stil, die Anmuth und Reinheit ihrer Sprache ist hinreißend für mich und thut mir wohl. Das Böse verwundet mich tief und das Gute darin spricht mein innerstes Gefühl an. Ich weiß nicht, ob ich nicht die Briefe der Frau v. Maintenon den Briefen der Frau v. Sevigné noch vorziehe; sie haben mehr Inhalt. Frau v. Sevigné schreibt korrekter, übertrifft jene durch Reiz und Grazie der Sprache; aber, wenn man noch so viel gelesen hat, bleibt doch immer eigentlich nichts zurück. Es ist wie mit dem Schnee von Eierschaum, man kann viel davon genießen, ohne sich den Magen zu überladen.«

1350.

Vom 12. Septbr. 1816 ab sah sich der Kaiser, um seine Tischgenossen nicht darben zu lassen, genöthigt, allmonatlich einen Theil seines Silberzeugs zerschlagen und verkaufen zu lassen. Kaum war damit der Anfang gemacht, als der Gouverneur verbot, das Silber an andere Personen zu verkaufen, als die er dazu bezeichnen würde.

Die

Die Leute des Kaisers waren im höchsten Grade bewegt und von Schmerz ergriffen, als der Hammer das Silberzeug treffen sollte. Nur mit Kummer konnten sie die Hand an die Gegenstände legen, die ihnen so werth geworden waren. Eine Handlung dieser Art widerstritt ihren Gefühlen, es war eine Todsünde, die sie begehen sollten; es machte sie ganz untröstlich und Mehrere von ihnen weinten.

Man wußte, daß einige Kapitains der Kompagnie bis 100 Guineen für einen einzigen Teller geboten hatten. Dies bewog den Kaiser zu dem Befehle, daß man die Wappen ausfeilen und die Stücken so zerbrechen solle, daß keine Spur hinterbliebe, wem dies Silberzeug früher gehört habe. Über den Deckeln waren kleine massive Adler angebracht; nur diese sollten nach seinem Wunsche geschont werden und er ließ sie daher bei Seite schaffen. »Diese Überreste,« sagt Las Cases, »wurden ein Gegenstand unsers gemeinschaftlichen Verlangens. Sie galten in unsern Augen für Reliquien und dieses Gefühl hatte in der That etwas Frommes und sehr Rührendes.«

1351.

Das Schlechteste bei den Mahlzeiten des Kaisers war gewöhnlich der Wein, welcher zuweilen gar nicht genossen werden konnte.

Napoleon erzählte einst, wie er als Kaiser eine Menge von Warnungen und Anzeigen von Chemi-

Bayerische Staatsbibliothek München

kern und Ärzten erhalten habe. »Alle kamen darin überein,« sagte er, »mir den Wein und Kaffee als diejenigen Getränke zu bezeichnen, bei denen man sich am meisten vorsehen müsse. Sie setzten hinzu, man müsse sie nicht trinken, sobald man den geringsten Geruch von Knoblauch wahrnehme, den Wein aber sogleich weggießen, wenn man irgend einen auffallenden Geschmack daran bemerke. Da ich immer den nämlichen Wein (Chambertin) trank, kam ich selten in den Fall, ihn wegzugeben. Jetzt ist es damit eine andre Sache; wollte ich jetzt meinen Wein wegschütten, sobald er auffallend schmeckt, so würde ich längst keinen mehr haben trinken dürfen.«

1332.

Der Kaiser zeigte eines Tages eine Narbe am linken Schenkel, die von einer tiefen Wunde herrührte, die er bei der Belagerung von Toulon durch einen Bajonetstich erhalten hatte. Er erwähnte hierbei, daß man sein seltenes Glück, welches ihn in Mitten so vieler Schlachten gleichsam unverwundbar gemacht, allgemein bewundert und übermäßig gerühmt habe. »Und doch,« setzte er hinzu, »war man im Irrthum; nur habe ich stets aus allen meinen Gefahren ein Geheimniß gemacht.« (Vergl. 662. 1179.)

Er erzählte hierauf, daß bei der Belagerung von Toulon drei Pferde unter ihm getödtet worden seyen, dies auch in den italienischen Feldzügen und bei der

Belagerung von St. Jean d'Acre der Fall gewesen sey. Er selbst sey vielemal blessirt worden. Bei Regensburg habe ihn eine Kugel in die Ferse getroffen, bei Eßling oder Wagram seyen ihm durch einen andern Schuß Stiefel, Strumpf und die Haut am linken Beine zerrissen worden. Im Jahre 1814 habe er bei **Arcis-sur-Aube** oder in dessen Nachbarschaft sein Pferd und seinen Hut verloren und nach der Affaire von Brienne, als er Abends ins Hauptquartier traurig und nachdenkend zurückgekehrt, sey er unerwartet von Kosaken, die sich in den Rücken der Armee geschlichen gehabt, angegriffen worden und habe den Degen zu seiner eignen Vertheidigung ziehen müssen. Mehrere Kosaken seyen dabei an seiner Seite getödtet worden. »Was aber diesem Vorfall besondern Werth für mich giebt,« setzte er hinzu, »ist, daß das kleine Gefecht unweit eines Baumes vorfiel, den ich mir in diesem Augenblick betrachtete und als denjenigen wieder erkannte, an dessem Fuße ich im Alter von 12 Jahren während der Erholungsstunden das befreite Jerusalem gelesen habe.«

Der Kaiser wiederholte, daß er in den Schlachten sehr oft der größten Gefahr ausgesetzt gewesen sey; man habe dies aber auf seinen bestimmten Befehl stets sehr sorgfältig verschwiegen. Denn die größte Unordnung und Verwirrung hätte aus dem kleinsten Zweifel an seinem Leben entstehen können. Das Schicksal des Kaiserreichs, die Politik und Bestimmung Europas war an dieses Leben geknüpft.

1353.

»Die Konscription,« sagte Napoleon einst, »wurde sorgfältig nach den Grundsätzen des gleichen Rechts durchgeführt. Jeder ist gehalten, sein Vaterland zu vertheidigen. Die Konscription zerdrückte nicht eine Klasse besonders; sie war die gerechteste Art Truppen zu werben, weil sie die gleichste Art war. Durch sie wurde das französische Heer das beste in der Welt. Die Konscription wäre eine National-Institution geworden, anstatt als eine Bestrafung und Knechtschaft betrachtet zu werden. Es würde eine Ehrensache geworden seyn, seinem Vaterlande zu dienen, und die Zeit wäre gekommen, wo ein Mädchen einen Jüngling nicht geheirathet, der nicht dem Vaterlande seine Schuld bezahlt hätte. Die Unerschrockenheit, die Liebe zum Ruhm ist das Erbtheil jedes Franzosen, sie ist bei ihm ein Instinkt.«

»Es giebt nichts, was man von den Franzosen nicht erlangen könnte, wenn die Gefahr sie lockt. Wie oft habe ich in der Hitze der Schlacht still gehalten, um meinen jungen Konscribirten zuzusehen, die voll Begierde zum erstenmal ins Handgemenge kamen. Die Ehre und der Muth drangen ihnen aus allen Poren hervor.«

1354.

Eines Tages unterhielt sich der Kaiser mit dem Obersten Wilks, ehemaligem Gouverneur der Insel,

der große Kenntnisse in der Chemie besaß. Der Kaiser sprach von den ungeheuern Fortschritten, welche diese Wissenschaft bei den französischen Manufakturen hervorgebracht habe; England und Frankreich wären ohne Zweifel gleich reich an großen Chemikern; aber die Chemie sey ungleich mehr in Frankreich verbreitet und zu nützlichen Resultaten in Anwendung gebracht, so daß sie in England eine Wissenschaft bleibe, in Frankreich aber auf dem Wege wäre, mehr etwas Praktisches zu seyn.

Der Oberst war damit einverstanden, und fügte seiner Seits sehr höflich hinzu, daß man diese Vortheile ihm, dem Kaiser zu verdanken habe, weil jederzeit, wenn die Wissenschaft durch die Hand der Macht unterstützt würde, sie die größten und glücklichsten Erfolge für das Wohl der Menschheit hervorbringe.

Der Kaiser äußerte weiter, man habe in der letztern Zeit den Zucker aus Runkelrüben von eben der Güte und zu eben dem Preise, als den vom Zuckerrohr gewonnen. Der Oberst war darüber sehr verwundert. Napoleon versicherte ihm, daß dies eine ganz ausgemachte Sache und das Vorurtheil welches dagegen in ganz Europa und selbst in Frankreich geherrscht hätte, widerlegt sey. Er bemerkte ferner, daß derselbe Fall mit dem Färberwaid, einem Ersatzmittel des Indigo, und fast mit allen Kolonialwaaren vorwalte, ausgenommen das Farbholz. »Wenn die Entdeckung der Magnetnadel,« so schloß er, »eine Revolution in der Handelswelt hervorgebracht hat, so sind

die Fortschritte der Chemie geeignet, eine Gegenrevolution zu bewirken.«

Als von den zahlreichen Auswanderungen der französischen und englischen Handwerker die Rede war, meinte der Kaiser, daß dieses mit so großen Vorzügen ausgestattete Land sich von den Thorheiten der Europäer bereichere. Der Oberst bestätigte dies und äußerte, daß die Fehler der Englischen Minister den Aufstand der Kolonien und ihre Losreißung zur Folge gehabt hätten. »Dies letztere,« sagte der Kaiser, »war unvermeidlich; wenn die Kinder so groß geworden sind, wie die Ältern, kündigen sie diesen den Gehorsam auf.«

1355.

Lange Reden mit anzuhören, konnte Napoleon nicht anders als höchst langweilig seyn.

Als er unter dem Konsulat mit großer Feierlichkeit auf dem Siegesplatze den ersten Stein zu einem Denkmal für Desaix, das jedoch nie zu Stande kam, gelegt und dabei eine Rede von Garrat angehört hatte, kam er in der übelsten Laune nach den Tuilerien zurück und sagte: »Läßt sich wohl ein Thier, wie Garrat, begreifen? Welcher Wortschwall! Ich war genöthigt, ihm drei Viertelstunden lang zuzuhören. Es giebt Leute, die nie ein Ende finden.«

1356.

Auf gleiche Weise mochte er in Geschichtswerken und andern Werken dasjenige nicht leiden, was nicht nothwendig zur Sache gehörte. So machte er sich eines Tages das Vergnügen, in Vertot's Römischen Staatsumwälzungen die wäßrigen und überflüssigen Stellen wegzustreichen, und dieser Schriftsteller war dadurch viel kräftiger, wärmer und geistvoller geworden. »Das wäre,« sagte der Kaiser, »in der That eine köstliche und geschmackvolle Arbeit, dergleichen zweckmäßige Kürzungen mit den vorzüglicheren Schriftstellern vorzunehmen. Montesquieu ist der einzige, den ich dabei durchlassen würde.«

1357.

Der Kaiser hatte den Geschichtschreiber Garnier gekannt, der zu Malmaison wohnte. Er war ein braver Greis von 80 Jahren, der ein nach der Straße gehendes Entresol mit einer kleinen Gallerie inne hatte. Verwundert über die liebevolle Theilnahme, die der gute Alte jedesmal bewies, wenn der Erste Konsul vorbeikam, fragte dieser nach seinem Namen, und als er nun erfuhr, daß es Garnier sey, wußte er sich auch sein Benehmen zu erklären. »Er dachte ohne Zweifel,« sagte er scherzend, »daß, da er ein Geschichtschreiber sey, ich in sein Reich gehöre, und freilich mußte er sich wundern, da Konsuln zu fin-

den, wo er Könige zu sehen gewohnt war.« Er ließ ihn eines Tages zu sich rufen, sagte ihm dies lachend und bewilligte ihm eine ansehnliche Pension. »Der gute Mann,« äußerte der Kaiser, »hätte von diesem Augenblicke an in seiner Dankbarkeit von Herzen gern Alles geschrieben, was man nur von ihm verlangt hätte.«

1358.

Der Kaiser lernte die Englische Sprache mit Hülfe des Grafen Las Cases; und dieser Zuwachs seiner Kenntnisse war für ihn sehr wichtig. Er war jetzt in die Englische Sprache eingesperrt und von ihren Werken gleichsam umringt, während neue französische Werke selten in seine Hände kamen.

»Je größer, schneller und wirksamer der Geist ist,« sagt Las Cases, »desto weniger ist es ihm möglich, sich bei einzelnen, streng geregelten Kleinigkeiten aufzuhalten. Der Kaiser faßte mit bewundernswürdiger Leichtigkeit alles, was zum Geist der Sprache gehört, aber der materielle Mechanismus derselben wurde ihm sehr schwer. Er begriff mit der größten Lebhaftigkeit und merkte dagegen sehr schlecht. Er selbst war darüber zuweilen untröstlich. Sobald ich die fraglichen Gegenstände unter ein gewisses analoges Gesetz bringen konnte, so waren sie alsbald von ihm begriffen und geordnet; der Schüler übertraf dann selbst den Meister bei der Anwendung und den Folgerungen; kam

es aber darauf an, etwas auswendig zu lernen, oder die bloßen Anfangsgründe zu wiederholen, so war es eine sehr schwere Sache. Immer wurde dann eins mit dem andern verwechselt, und wollte ich nicht das Ganze zertrümmern, so durfte ich hierbei nie eine zu große Genauigkeit fordern. Eine andere Schwierigkeit war, wenn Worte mit denselben Buchstaben oder Silben doch eine ganz verschiedene Aussprache verlangten. Der Schüler wollte keine andre Aussprache, als die französische gelten lassen, und der Lehrmeister würde die Sache zehnmal schlimmer gemacht haben, wenn er auf Richtigkeit hätte dringen wollen. Der Schüler hatte in seiner eignen Sprache eine Wuth, die Namen und fremden Worte zu verstümmeln. Er sprach sie ganz willkührlich aus, und wie sie ihm einmal über die Zunge gekommen waren, so klangen sie dann ewig, weil er sie nur in dieser Form für immer in seinem Kopfe aufgenommen hatte. So ging es denn auch mit den Englischen Wörtern; es entstand eine ganz neue Sprache, die Niemand als mir verständlich war, aber der Kaiser konnte doch Englische Bücher lesen und hätte sich zur Noth auch schon schriftlich ausdrücken können.«

1359.

Die glücklichste und weiseste Philosophie ist wohl diejenige, die uns von höchst ungünstigen Umständen zuweilen die vortheilhaften Seiten zeigt. In einer

solchen Stimmung sagte einst der Kaiser bei einem Spaziergange durch den Garten: »Wenn wir nun einmal im Exil leben müssen, so ist am Ende St. Helena immer noch der beste Ort. In den höheren Breiten würden wir viel von der strengen Kälte ausgestanden haben und auf jeder andern Insel der Tropenländer bei der brennenden Hitze auf die elendeste Weise umgekommen seyn. Der Felsen von St. Helena ist ohne Zweifel öde und unfruchtbar, das Klima einförmig und ungesund, aber die Temperatur der Luft, das muß man gestehen, ist mild und angenehm.«

Diese Betrachtung machte der Kaiser an einem Tage, wo man ihm angedeutet hatte, daß die höchste Sparsamkeit nöthig sey und daß er auf mehrere Bedürfnisse vielleicht einige Zeit ganz würde verzichten müssen. Insbesondre fehlte es an Papier — einem Artikel, den die Bewohner von Longwood schmerzlicher entbehrten, als irgend ein physisches Lebensbedürfniß.

1360.

Unter den Schatzbeamten befand sich 1813 ein ehemaliger Steuer-Einnehmer, der seit 20 Jahren einfach und zufrieden in einem sehr mäßigen Amte lebte. Er besaß Verstand und war ein gewaltiger Enthusiast. Seine Vorliebe für den Kaiser grenzte fast an Wahnsinn und er sprach nie anders, als mit einer Art von Vergötterung von ihm. Er brachte gewöhnlich seine Abende in einer Gesellschaft zu, welche

in der Straße Vivienne zusammen kam. Die gewöhnlichen Gesellschafter des Orts theilten nicht alle seine Meinungen. Man fing an, die Regierungshandlungen ziemlich laut zu tadeln; die Gegner äußerten ihre Unzufriedenheit öffentlich und der getreue Anbeter des Kaisers wurde nur um desto verschwenderischer mit Ausrufungen der Bewunderung, je mehr seine Gegner sich in Vorwürfen etwas zu Gute thaten. Der Herzog von Rovigo bekam von diesen Streitigkeiten Nachricht, welche alle Tage lebhafter und erbitterter wurden. Eines Tages findet der Beamte bei seiner Rückkehr nach Hause einen mit dem Siegel des Polizei-Ministers verschlossenen Brief. Er will seinen Augen nicht trauen. Er, ein guter, einfacher, bescheidener und der Regierung ergebener Mensch, was kann der Polizei-Minister von ihm wollen? Er öffnet den Brief; der Minister bescheidet ihn auf morgen früh zu sich.

Der Beamte stellt sich pünktlich ein. »Sie scheinen,« sagt der Minister, »den Kaiser sehr zu lieben?«

Ob ich ihn liebe? Mein Blut, ja mein Leben gebe ich für ihn hin.

»Sie sind ein großer Bewunderer desselben?«

Ob ich ihn bewundere? Nie war der Kaiser so groß, nie sein Ruhm so glänzend!

»Das ist sehr gut, mein Herr; eine solche Denkungsart macht Ihnen Ehre und ich theile diese Gesinnung mit Ihnen. Aber ich ersuche Sie, sie für sich zu behalten, denn so leid es mir auch thäte, würde ich Sie doch verhaften lassen müssen.«

Mich, gnädiger Herr! Mich verhaften?

»Ja, mein Herr!«

Wie? Mich?

»Sehen Sie denn nicht ein, daß Sie einen Meinungswechsel hervorrufen, der ohne Ihren Enthusiasmus nicht ins Leben träte, daß Sie gewissermaßen viele gute Leute Gefahren aussetzen, die zu uns zurückkehren, wenn die Sachen besser gehen? Lassen Sie uns, mein Herr! den Kaiser immerfort lieben und bewundern und ihm dienen, aber wir wollen in einem solchen Augenblicke, wie der gegenwärtige ist, unsere gute Gesinnung nicht so laut ausposaunen, weil wir besorgen müssen, Leute strafbar zu machen, die sich blos verirrt haben.«

1361.

Eines Tages fragte Napoleon seinen Ober-Küchenmeister Dunan, warum er niemals Schweine-Crepinets (eine Art kleiner Würste), auf seine Tafel bringe? — »Sire,« entgegnete der Kochkünstler, »was unverdaulich ist, das ist nicht gastronomisch.« — Ein anwesender Offizier bemerkte: »Ew. Majestät würden nicht gleich nachher arbeiten können, wenn Sie Crepinets speisten.«

Pah, das sind Possen; ich werde dennoch arbeiten.

»Sire,« sprach Dunan, »Ew. Majestät sollen das Gericht morgen zum Frühstück haben.«

Wirklich standen am andern Morgen die Crepi-

nets auf dem Frühstück-Tische; allein das Fleisch war von jungen Rebhühnern, und dieß veränderte die Sache gar sehr. Der Kaiser aß mit großem Appetit. »Ihr Gericht ist saftig, Dunan, ich mache Ihnen mein Kompliment.«

1362.

Einen Monat später — es war eben zum Bruche mit einer großen Europäischen Macht gekommen — schrieb Dunan wieder einmal Crepinets auf den Speisezettel und präsentirte sie zum Frühstück. An jenem Tage sollten Murat und Bessières im Palaste speisen; allein dringende Geschäfte hatten sie vor Tagesanbruch von Paris abgerufen. Die Crepinets wurden daher auch diesmal ganz anders empfangen. Napoleon hatte eben, wie es seine Gewohnheit war, in einer Secunde ein paar Löffel Suppe geschlürft, als er, den ersten Teller lebhaft zurückstoßend, seine Lieblingsspeise erblickte. Er verzog das Gesicht, sprang auf, stieß den Tisch um, daß alle Delikatessen auf einen prächtigen Persischen Teppich fielen, und entfernte sich, mit den Armen hin und her fahrend und eine Thür um die andere zuschlagend, bis er in seinem Kabinet war. — Dunan stand wie vom Blitz getroffen und stierte die Scherben des schönen Porzellans an, die am Fußboden lagen. Alles gerieth in Verwirrung; die Vorschneider bebten und die bestürzten Livree-Bedienten stoben auseinander. Doch

mußten sie bald zurückkehren, den Tisch wieder aufheben und die Scherben zusammenlesen. Der halb entseelte Küchenmeister lief unterdeß zum Hofmarschall, um seinen Rath zu vernehmen.

Duroc hörte ihn aufmerksam an. »Sie kennen den Kaiser nicht,« sagte er hierauf: »wollen Sie meiner Erfahrung glauben, so gehen Sie und bereiten Sie gleich ein neues Frühstück und eine neue Schüssel Crepinets; jener Ausbruch galt nicht Ihnen; nur die Geschäfte des Kaisers sind daran Schuld. Sobald der Kaiser fertig ist, — vielleicht schon in einer Stunde — wird er sein Frühstück begehren. Gehen Sie, Dunan, und halten Sie es bereit.«

Der arme Küchenmeister eilte und bereitete ein zweites Frühstück. Kaum war er fertig, als der Kaiser klingelte. Dunan brachte das Frühstück ins Zimmer und Rustan wartete dem Kaiser auf. Dieser vermißte seinen Küchenmeister und fragte mit freundlicher Lebhaftigkeit, wo er sey und warum er nicht servire? — Man rief ihn; er erschien mit einem, noch immer kreideweißen Gesicht, trug aber das schönste gebratene Huhn in seinen Händen. Der Kaiser lächelte ihm gnädig zu, verzehrte einen Flügel des Huhns und einige Crepinets und lobte dann das Frühstück. Hierauf winkte er Dunan, näher zu treten, klopfte ihm einigemal auf die Wange und sprach gerührt: »Dunan, Sie sind glücklicher, mein lieber Küchenmeister, als ich, der Kaiser dieses schönen Landes.«

Er frühstückte schweigend weiter und schien dabei innerlich bewegt. Dunan erfuhr an diesem Tage,

daß der Schmerz auch in der Brust Desjenigen Eingang finden könne, den keiner in der Welt an Größe überragte. Dies betrübte ihn tief, denn er liebte seinen Herrn aus dem Grunde des Herzens.

1363.

Dunan folgte dem Kaiser in allen seinen Feldzügen und marschirte immer mit dem heroischen Generalstabe der Garde, um gleich bei dem Chef zu seyn, so oft Halt gemacht würde. Täglich war Dunan im Feuer und steckte in den Kolonnen der Garde. War die Schlacht gewonnen, so bereitete er dem Kaiser und seinen Generalen schleunigst eine Mahlzeit. Servirte er dann und hörte er große Waffenthaten erzählen, so konnte er dreist sagen: »Ich habe dabei geholfen; ich war an jenem Tage da, oder ich war dort unter Ihnen, meine Herren.«

1364.

Hatte der Kaiser beim Frühstück oder Dinér sein Taschentuch oder seine Dose im Kabinet liegen lassen, so bemerkte Dunan zuerst, was fehlte, und ging, es zu holen. »Aber Dunan,« sagte Napoleon einst, als er ihn mit seiner Dose kommen sah, »Sie sind ja ein Hexenmeister! Wie können Sie immer errathen, was ich vergessen habe?«

Sire, versetzte Dunan, ich habe bemerkt, daß Ew. Majestät die Dose in die linke, und Ihr Tuch in die rechte Tasche zu stecken pflegen; wenn nun Ew. Majestät zu Tische sitzen, und mehrmals mit der Hand nach einer Tasche fahren, so sehe ich, was fehlt.

»Das ist nicht übel,« sprach der Kaiser: »Sie sind ein feiner Beobachter,« und dankte ihm huldreich.

1365.

Eines Tages hielt Napoleon, nach einem Frühstücke, in den Tuilerien mit mehreren Generalen einen Kriegsrath. Dieser wurde sehr lebhaft, weil, wie immer bei solchen Gelegenheiten, volle Freiheit der Meinungen galt. Dunan, der dieß bemerkte, als er eben abdecken wollte, hatte sich zurückgezogen; gleich nachher war er zurückgekommen, hielt sich aber in gewisser Entfernung, als der Kaiser, dem auch in voller Beschäftigung die kleinsten Details nicht entgingen, zu ihm sagte: »So bleiben Sie doch, Dunan; Sie sind hier gar nicht überflüssig; diese Herren kennen Sie; Sie sind auch Soldat!« — Ein zauberisches Wort in dem Munde eines solchen Mannes.

1366.

Eines Tages hatte einer der Senatoren beim Aufheben der Tafel bemerkt, daß die Dose des Kaisers leer war.

Er

Er rief einen Bedienten, ließ sie füllen und reichte sie dann selbst dem Kaiser, der sie rasch hinnahm. Noch im tiefen Gespräche mit dem Herzoge von Massa begriffen, öffnete Napoleon die Dose, warf den Taback ins Feuer und winkte Dunan, sie wieder zu füllen.

1367.

Als der Ballsaal des Fürsten von Schwarzenberg in Feuer aufging, blieb Dunan an der Seite des Kaisers, so lange die Gefahr dauerte. Auf Napoleons Befehl führte er Marie Luise nach St. Cloud, und kehrte dann in die Gärten der Straße Taitbout zurück. Am andern Morgen richtete Napoleon neue Fragen an seinen Küchenmeister, um alle Details des Ereignisses zu erfahren. Dunans Niedergeschlagenheit während seiner Erzählung bemerkend, sagte er zu ihm mit vieler Güte: »Seit Sie in meinem Dienste sind, lieber Dunan, habe ich Ihnen viele Noth gemacht. Aber rechnen Sie auf mich.« — Mit diesen Worten faßte er seine Hand, führte ihn in sein Kabinet, öffnete die Schatulle und gab ihm zehntausend Franken in Bankzetteln.

1368.

Der Kaiser geizte mit nichts mehr, als mit seinem Kreuze der Ehrenlegion, damals das Ziel jedes

Ehrgeizigen. Doch hatte er im Jahre 1812 auch Dunan auf die Liste der neuen Verleihungen gebracht, die er seinen Hausbeamten bestimmte. »Dunan,« so schrieb er, »ist der Erste auf der Liste, weil er ein Tapferer ist; meine Soldaten sehen ihn im Feuer.« — Diese Beförderungen hatten jedoch, in Folge der Ereignisse von 1812, nicht statt.

1369.

Eugen hatte eben so liebenswürdige als achtungswerthe Eigenschaften. Seine Züge waren nicht schön, aber sein Äußeres sprach zu seinen Gunsten. Er hatte einen schönen Wuchs, aber schlechte Haltung, weil er beim Gehen immer zu wackeln pflegte; seine Größe war ungefähr 5 Fuß 3 bis 4 Zoll. Er war gut, munter, ansprechend, geistreich, muthig, bieder, lebhaft und edelmüthig, und sein freies Äußere war ein Spiegel seiner Seele.

Nach der Kapitulation von Mailand, 17 Jahr alt, trat er als Adjutant in Bonapartes Dienste, der ihn sehr zärtlich liebte. Sein Heldenmuth verrieth sich bereits, später entwickelten sich auch seine Talente im Fache der Verwaltung. Bei Marengo zeichnete er an der Spitze der Jäger durch seine Kaltblütigkeit und seinen Muth sich aus. Seine Mutter hatte bei dieser Gelegenheit die ihrem Herzen so wohlthuende Freude, das Lob ihres Sohnes aus dem Munde ihres Gatten selbst zu vernehmen. »Madame,« sagte ihr Bona-

parte, »Ihr Sohn schreitet mit schnellen Schritten zur Nachwelt; er hat sich in allen Kämpfen, die wir in Italien geliefert haben, mit Ruhm bedeckt: er wird einer der größten Feldherren Europa's werden.«

1370.

Zur Zeit der Scheidung des Kaisers betrug sich Eugen als ein guter Sohn und als ein gegen seinen Wohlthäter erkenntlicher und treuergebener Mann, indem er ihn, mit eignem zerrissenem Herzen, schmerzlicher Erläuterungen gegen eine Gefährtin überhob, deren Entfernung ein eben so schweres Opfer, als auch für sie schmerzhaft war.

Eugen war bei der Nachricht von dem was vorgehen sollte, anfänglich wie vom Donner gerührt. Er fragte den Kaiser, ob er recht gehört habe. Napoleon machte ein bejahendes Zeichen und reichte mit Schmerz auf dem Antlitz seinem angenommenen Sohne die Hand.

Sire! sagte Eugen, erlauben Sie mir, daß ich Sie verlasse!

»Wie?«

Ja, Sire! Der Sohn derjenigen, welche nicht mehr Kaiserin ist, kann nicht Vicekönig bleiben; ich folge meiner Mutter in die Einsamkeit nach; ich will sie trösten.

»Du willst mich verlassen, Eugen? Du! Weißt Du nicht, wie gebieterisch die Gründe sind, welche mich

zu diesem Entschlusse nöthigen? Und wenn ich einen Sohn, den Gegenstand aller meiner Wünsche, erhalte, einen Sohn, dessen ich so nothwendig bedarf — wer soll meine Stelle bei ihm vertreten, wenn ich abwesend bin? Wer soll ihm Vater seyn, wenn ich sterbe? Wer soll ihn erziehen, wer soll einen Mann aus ihm machen?«

Dem Kaiser traten bei diesen Worten Thränen in die Augen; er faßte den Prinzen wiederum bei der Hand, und indem er ihn an sich zog, umarmte er ihn zärtlich.

1371.

Der Vicekönig führte mit seiner Gemahlin, der Prinzessin Auguste Amalie von Baiern, nachherigen Herzogin von Leuchtenberg, die glücklichste Ehe. Seine Kinder waren Josephinens Lieblinge.

Eines Tages erhielt die Kaiserin zu Malmaison das Bildniß ihrer Schwiegertochter, von drei bis vier Kindern umgeben, wovon eines auf ihren Schultern, ein anderes zu ihren Füßen war; ein drittes hatte sie auf dem Arme. Thränen in den Augen, zeigte die Kaiserin das Bildniß ihren Umgebungen. Sie kaufte eine Menge Spielsachen und Seltenheiten für die Kleinen und ließ sie unter ihren Augen einpacken.

1372.

Man behauptet, daß der Prinz Eugen zur Zeit der Scheidung seiner Mutter einen sehr traurigen Brief an seine Gemahlin geschrieben habe. Vielleicht äußerte er darin ein Bedauern, nicht der angenommene Sohn des Kaisers zu seyn.

Die Prinzessin gab ihm eine zärtliche Antwort und schrieb ihm unter andern: »Nicht mit dem Kron-Erben des Kaisers, sondern mit Eugen v. Beauharnais habe ich mich vermählt und nur diesen liebe ich.«

Den Prinzen rührte dieser Brief bis zu Thränen.

1373.

Der Prinz Eugen war bei den Ereignissen im Jahre 1814 der Gegenstand einer Menge glänzender Anerbietungen und Verführungen. Ein Östreichscher General bot ihm im Namen der Alliirten die Krone von Italien an, wenn er sich mit ihnen verbinden wollte. Dieses Anerbieten kam dann auch noch von höherer Hand und wurde öfters wiederholt, ohne jedoch Erfolg zu haben. Alexander, der ihn nach der ersten Einnahme von Paris sahe, fand Gefallen an ihm, gab ihm Beweise der Freundschaft und versprach ihm in Deutschland zu einem Staate zu verhelfen, welcher wenigstens 60,000 Einwohner haben solle. Späterhin änderte sich dies aber; das Fürstenthum

Eichstädt, welches dem Prinzen verliehen wurde, zählte höchstens 7000 Einwohner.

Im Jahre 1815 sondirten ihn einige Diplomaten, um zu erfahren, ob, wenn Napoleon von Neuem abdanken müßte, und die Wahl des Volks sich auf ihn richte, er die Krone annehmen würde. Hierbei, wie sonst überall, blieb der Prinz auf dem Pfade der Pflicht und Ehre. »Ehre und Treue,« war stets seine Antwort.

1374.

Eugen, noch jung und in blühender Gesundheit, lebte die letzten Jahre seines Lebens in der glücklichsten Lage, von dem Könige von Baiern wie ein eigener Sohn geliebt, umringt von einer zahlreichen und liebenswürdigen Familie, überhäuft mit den Gütern des Glücks, von welchem er nichts mehr zu fordern hatte, da sein Name in fleckenlosem Ruhme glänzte. Er warf im Jahre 1816 mit dem Schlitten um; ein Geschwür bildete sich, wie man sagt, in seinem Kopfe; er litt wenig und vernachlässigte die nöthige Vorsicht. Sieben oder acht Jahre darauf äußerte sich das Geschwür durch Symptome, welche die Ärzte nicht zu erkennen verstanden, und er starb in einem Alter von 44 Jahren. Er hinterließ eine verzweifelnde Wittwe, Kinder, deren Erziehung noch nicht vollendet war, aber auch einen Ruf des Muthes, der Weisheit und der Güte, welchen Frankreich, Italien und Baiern nicht erlöschen lassen werden.

1375.

Lucian, obwohl er die zu häufigen Anforderungen an seine Börse nicht liebte, that doch viel Gutes.

Während er Minister des Innern war, befand er sich eines Tages zu Fuße in der Nähe des Platzes Vendôme und sah dort einen reinlich gekleideten Knaben von etwa 11 Jahren, der diejenigen der Vorübergehenden, aus deren Zügen er auf eine größere Menschlichkeit schloß, um ein Almosen ansprach.

Auch Lucian wurde angesprochen; er runzelte die Stirn, griff aber dennoch in die Tasche und reichte dem Knaben ein Stück Geld. »Weshalb bettelst du, mein Kind?« fragte er dabei in strengem Tone. Der Knabe weinte und zeigte auf eine Frau, die in einiger Entfernung mit zwei kleinen Mädchen von 11 und 9 Jahren auf der Treppe eines Hauses saß.

»Das ist meine Mutter,« sagte der Knabe weinend: »meine Mutter und meine Schwestern. Mein Vater ist sehr krank; ich habe noch einen Bruder, welcher jünger ist als meine Schwestern. Ich kann noch nicht arbeiten; wir müssen essen und unserem Vater Arznei schaffen. Wie wäre das möglich, wenn ich nicht bettelte?«

Lucian wurde von der Erzählung dieses Elendes tief gerührt. Er nahte der Frau, richtete einige Fragen an sie, ließ sich ihre Adresse geben, drückte ihr einen Louisdor in die Hand und ging davon.

In sein Hotel zurückgekehrt, ließ er Erkundigungen über die Familie Fléchelle einziehen, und diese

fielen vollkommen befriedigend aus. Fléchelle war bei der Verwaltung angestellt gewesen und hatte sich ganz vorzüglich betragen. Das Direktorium entließ ihn in Folge einer jener Kabalen, welche unter einem bestechlichen Gouvernement nur zu häufig vorkommen. Der Unglückliche erhielt seinen Abschied ohne Pension, ohne Entschädigung, und da man seine Klage fürchtete, schwärzte man ihn bei dem damaligen Ministerium an, so daß er kein Gehör fand. Er hatte vier Kinder und kein Brot für sie, ein grenzenloses Elend folgte auf eine anständige Unabhängigkeit. Fléchelle, vom Kummer niedergebeugt, wollte sich selbst das Leben nehmen; seine Frau hinderte die Ausführung dieses Vorsatzes und er machte sich nun darüber so heftige Gewissensbisse, daß er krank wurde.

Um diese Zeit war es, wo Lucian seinen ältesten Knaben sprach. Der Minister fühlte sich durch dieses Gespräch schmerzlich berührt: »wie viel Unglückliche,« sagte er, »giebt es doch in Paris, ohne daß man sie kennt; und wie schmerzlich ist es, nicht all dies Elend mildern zu können.«

Er sandte die Freude und das Glück in die Bodenkammer der Unglücklichen; ein Vertrauter brachte der armen Familie 100 Franks, Vorräthe von Zucker, Kaffee, Licht, u. s. w. und ihm folgte ein Wagen voll Holz und Kohlen. Einige Tage später folgte für Fléchelle das Patent zu einem Einnehmer-Posten an den Barrieren mit 2000 Franken Gehalt.

Die Freude über dieses unverhoffte Glück wurde leider dem armen Fléchelle tödtlich. Sein geschwäch=

ter Körper vermochte die heftige Aufregung nicht zu ertragen. Er starb und seine Familie wurde neuer Unterstützungen bedürftig.

1376.

Von Lucians Thorheiten und seinem Geize erzählt man folgende Anekdote.

Er buhlte einst um die Gunst der schönen und geistreichen Demoiselle Meserai, Schauspielerin auf dem Theater Français und fand diese Dame nicht im mindesten spröde. Die ersten Gefälligkeiten ihres Liebhabers bestärkten sie ihrer Seits in dem Glauben, daß sie es mit einem sehr splendiden Manne zu thun habe. Sie verlangte ein Hotel; er gab ihr ein reich und schön ausmöblirtes und der Kaufvertrag über dasselbe ward ihr an dem Tage eingehändigt, an dem sie Besitz davon nahm. Einige Monate lang überhäufte Lucian sie mit Geschenken; dann wurde er der Verbindung überdrüssig und suchte sie abzubrechen, ohne viel dabei zu verlieren. Unter andern hatte er der Demoiselle Meserai ein paar Ohrgehänge mit kostbaren Diamanten verehrt. Er bemerkte sie eines Tages auf dem Toilettentische, nahm sie in die Hand und sagte: »In der That, meine Liebe! Sie thun mir ganz unrecht. Warum zeigen Sie nicht mehr Zutrauen zu mir? Um keinen Preis wünsche ich, daß Sie einen Schmuck tragen, wie dieser, der aus der Mode ist.«

»Wie? er ist ja noch nicht 6 Monate alt.«

»Ich weiß es, aber ein Frauenzimmer von Geschmack darf nichts tragen, das 6 Monate alt ist. Ich behalte die Ohrgehänge und sende sie meinem Juwelier, um sie modern zu fassen.«

Er erhielt einen zärtlichen Dank für diese neue Aufopferung, steckte die Ohrgehänge mit noch anderen Schmucksachen in die Tasche und zeigte sich bei seinen nächsten Besuchen immer kälter. Jedoch soll er ihr, ehe er sie gänzlich verließ, noch ein letztes Geschenk mitgetheilt haben, das ein Ehrenmann nicht gern nennt —, wiewohl er seiner Seits behauptete, ein solches von ihr empfangen zu haben.

Demoiselle Meserai hielt sich wenigstens im Besitz ihrer Geräthschaften und ihres Hauses ganz sicher, aber auch darin fand sie sich getäuscht. Eines Morgens erscheint der wirkliche Eigenthümer mit der Frage, ob sie geneigt sey, einen neuen Miethsvertrag abzuschließen. Erst jetzt nahm sie ihren vermeintlichen Kaufkontrakt in Augenschein und fand, daß es blos eine Abschrift von dem Verzeichnisse der Zimmer u. s. w. war, auf welcher unten die Bezahlung des Miethzinses auf 2 Jahre bescheinigt war.

1377.

Der Reichs-Erzkanzler Cambacérès gehörte zu den liebenswürdigsten Männern Frankreichs, hatte aber sowohl in seiner Person (sein Gesicht war au-

ßerordentlich häßlich), wie in seinen Angewohnheiten viel Sonderbares.

Es war eine Zeit, wo er, wie schon früher erwähnt, in Paris den besten Tisch führte und durch seine Diners allbekannt geworden war. So oft er sich zu Tische setzte, klagte er über seine Gesundheit, erzählte Alles, was er seit dem Morgen an Kolik u. s. w. gelitten hatte, und verschwieg keinen Nebenumstand, auch den nicht, wodurch ihm Erleichterung geworden war. Das Ende von der Sache war, daß er eine köstliche Mahlzeit hielt.

Cambacérés war der erste Rechtsgelehrte Frankreichs und dabei kein Pedant. Er erzählte mit Anmuth und wußte seinen Erzählungen einen Anstrich der Neuheit zu geben, den man hier nicht erwartete. Viele warfen ihm sein Benehmen während der Revolution vor; Napoleon fand Gründe, ihn zu entschuldigen.

Seine bildschöne Nichte heirathete einen außerordentlich häßlichen Menschen, der aber reich war und ihr einen kostbaren Brautkorb schenkte. Der Erste Konsul hörte davon und sagte mit einem unübersetzbaren Wortspiel: „Le présent fait d'oublier le futur.“

1378.

»Die Küche des Erzkanzlers Cambacérés,« sagt der Kochkünstler Caréme in seinen Memoiren, »verdiente den Ruf nicht, dessen sie genoß. Der

Fürst beschäftigte sich des Morgens sehr angelegentlich mit der Tafel; allein es geschah nur, um die Kosten derselben, so gut es gehen wollte, einzuschränken. Er besaß in hohem Grade jene unruhige Kleinigkeitskrämerei, die den Geizhals kenntlich macht. Bei jedem Diner, das er er gab, merkte er sich diejenigen Speisen genau, die entweder ganz unberührt blieben, oder von denen man wenig genossen hatte, und setzte aus diesen Überbleibseln des andern Tages sein Diner zusammen. Welch ein Diner! Gerechter Himmel! Ich will nicht sagen, daß eine abgetragene Speise ganz verstoßen werden soll; aber sie darf doch wenigstens kein neues Diner, kein Diner eines Fürsten und Gastronomen abgeben. Es ist dies in der That ein sehr zarter Punkt: der Hausherr darf nichts sagen, nichts sehen; er muß Alles der Geschicklichkeit und Ehrlichkeit seines Kochs anheimstellen; abgetragene Speisen darf man nur mit Behutsamkeit wieder zu Ehren bringen, und vor allem ist dabei die größte Verschwiegenheit nöthig.«

»Der Erzkanzler empfing aus den Departements unzählige Dinge, namentlich das schönste Geflügel, zum Geschenk. Alles wurde in eine ungeheure Speisekammer vergraben, zu welcher Er selbst den Schlüssel hatte. Er hielt sich eine Liste seiner Mundvorräthe, in die er sogar das Datum ihrer Ankunft eintrug, er allein verfügte, was gekocht oder gebraten werden sollte, und oft kam die Verfügung erst, wenn die Vorräthe schon verdorben waren. Was auf seiner Tafel erschien, hatte die natürliche Frische bereits verloren.«

1379.

Lavalette, aus dessen Laufbahn wir die Hauptzüge bereits mitgetheilt, war ein geistreicher Mann; er erzählte mit Anmuth eine Menge von Anekdoten, die ein glückliches Gedächtniß ihm jederzeit darbot. Er hatte Viel gesehen, Viel behalten und vereinte mit seinem natürlichen und wohl ausgebildeten Verstande eine seltene Gabe, welche die Natur nur ihren Günstlingen gewährt: eine große Ruhe des Gedankens bei glänzenden und feurigen Begriffen und gewandter Erzählungsgabe. Wenn sein Äußeres zum Lachen reizte, so wurden dabei doch nie die Grenzen überschritten, die er selbst vorzustecken für gut fand. Seine Persönlichkeit anlangend, so war er wie ein Bacchus gebaut; kleine dünne Beine trugen einen weit hervorspringenden Bauch und sein Gesicht war sehr komisch wegen seiner kleinen Augen, seiner kleinen Nase, die nicht größer war als eine Erbse und die sich zwischen zwei dicken Backen versteckte, dies Alles war mit einem Haarwuchse umgeben, dessen einzelne Locken nicht nur, sondern sogar dessen einzelne Haare man zählen konnte.

Jedes Haar Lavalette's hatte seinen eignen Namen. Das eine hieß der Unbesiegbare, das andere der Schreckliche, der Furchtbare, der Muthvolle, und eins der Unbändige; und das zwar, weil die wenigen Haare, welche auf seinem Haupte wuchsen, sich jederzeit sträubten, wenn er mit der Hand (eines Kammes bedurfte er nicht), sie niederzuhalten

suchte. Diese unglücklichen Haare, immerwährend in die Luft aufsteigend, waren daher dem ganzen Generalstabe genau bekannt, und wenn eins derselben aus dem Leben zur Ruhe ging, erwies man ihm die letzte Ehre.

Eines Tages (in Ägypten) erschien ein Offizier vom Generalstabe des Ober-Generals bei dem Frühstück mit einem schwarzen Krepp um den Arm.

Was hast du denn verloren? fragte der Ober-General.

»Mein General,« erwiederte der Trauernde in feierlichem Tone: »der Unbändige ist in der Wüste gefallen.«

1380.

Lavalette wurde, gleich dem Marschall Ney, angeklagt und unerbittlich zur Guillotine verdammt, obwohl sein Verbrechen keineswegs diese Strafe verdiente. Die Verwendungen der mächtigsten Männer, mehrere Fußfälle der Gräfin waren umsonst; Ludwig XVIII. ließ sich nicht erbitten. Da rettete die Gräfin ihren Gemahl durch eine heroische That, der die Nachwelt ihre Bewunderung nicht versagen wird. Sie tauschte mit dem gefangenen Gemahl die Kleider im Gefängnisse und dieser entkam, vom Glück begünstigt, unter den größten Schwierigkeiten. Sechs Wochen lebte er versteckt in Paris, durch die eifrigsten Nachforschungen nicht ermittelt; der General Wilson

brachte ihn sodann in der Uniform eines Englischen Offiziers über die Grenze, wofür er und seine Gehülfen später selbst angeklagt wurden.

Lavalette lebte mehrere Jahre unter dem Schutze des Königs von Baiern, zum Theil in Gesellschaft des Prinzen Eugen, seines zärtlichen Freundes, worauf er wieder nach Frankreich zurückkehrte und dort nicht lange vor der neuen Revolution starb. Er hatte den Kummer, seine heldenmüthige Gattin in Geisteszerrüttung verfallen zu sehen, von der sie erst spät wieder genas. »Ich habe,« so schließt er die Erzählungen aus seinem vielbewegten Leben, »meine Unabhängigkeit bewahrt, das erste der Güter. Nach einer langen Reihe von Jahren, die ich dem Dienste des Vaterlandes widmete, empfing ich keine Pension, kein Gehalt, keine Entschädigung, aber für die Freiheit hege ich zahlreiche Wünsche, die vielleicht nie erfüllt werden, und ich lebe in der Rückerinnerung an eine große Zeit und an einen großen Mann.«

Druck
von Friedrich Oldecop's Erben in Oschatz.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Auer, C. F. R.

Napoleon und seine Helden oder Immortellen auf dem Grab der gefallenen
Groeße Sammlung der verbuergten Anekdoten und Charakterzüge, Meinungen und Ansichten von Napoleon und seinen berühmtesten Zeitgenossen
Bd.: 16

Leipzig (1836)

Gall.rev. 1029 z-16/18
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10425586-3